Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen

herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

65. Bändchen.

Nürnberg.
1831.

Inhalts-Anzeige.

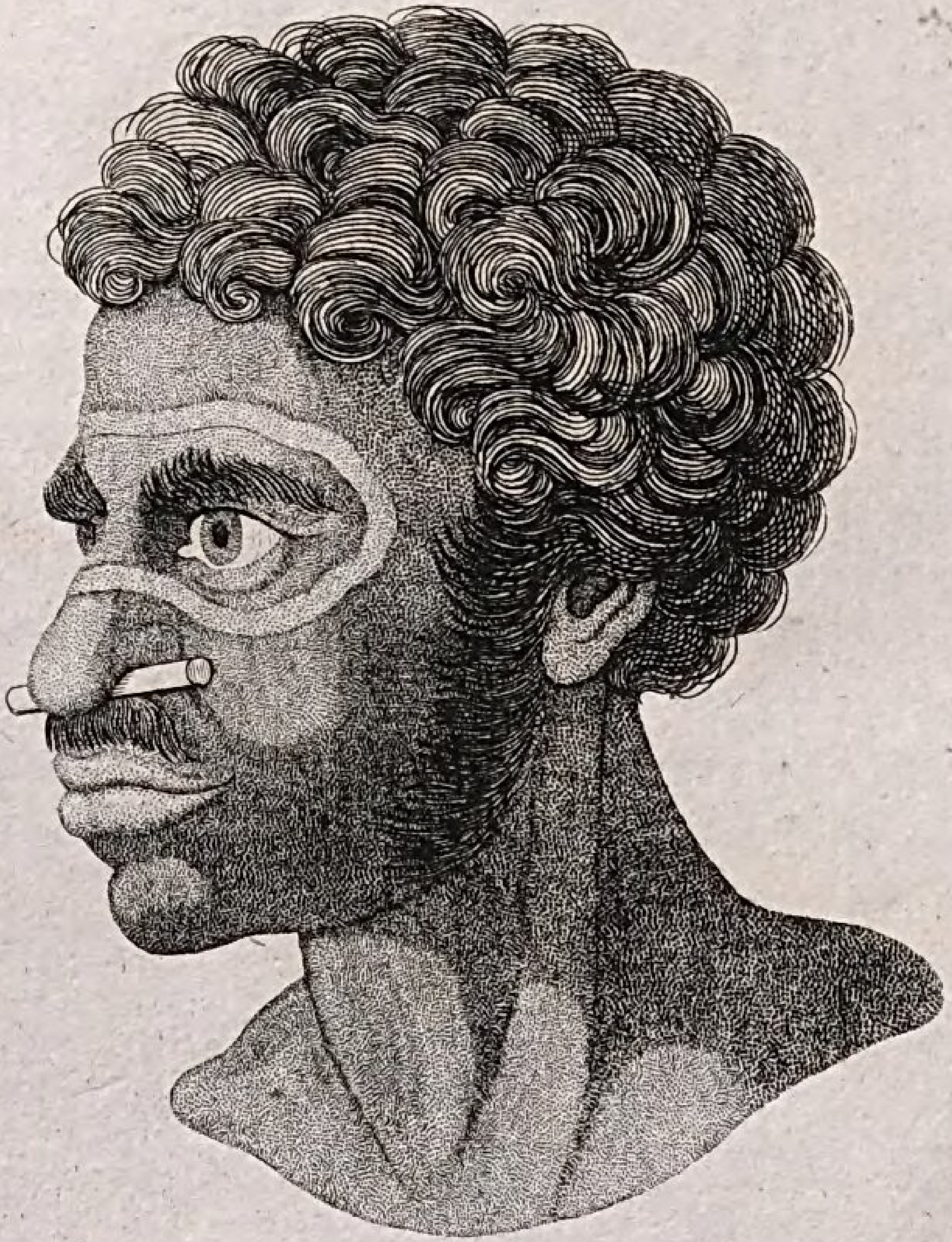
Seite

Johann Cook's zweite und dritte Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775 und in den Jahren 1776 bis 1779. In gedrängter Kürze mitgetheilt von Dr. Göschl, königl. Professor am Lyceum zu Aschaffenburg 121

Interessanter Anhang zu Kook's Weltumseglungen. Mitgetheilt von Dr. F. J. A. Schneidawind, Professor der Geschichte am königl. Lyceum zu Aschaffenburg. 135

Geschichte der Weltumseglung in den Jahren 1785 bis 1788? und des bis jetzt im Dunkel gehüllt gewesenen Schicksales des französischen Seefahrers La Perouse. Von Dr. Franz Joseph Adolph Schneidawind, königl. Professor am Lyceum zu Aschaffenburg 142

Georg Dixon's Reise um die Welt in den Jahren 1785 bis 1788. Vom Carl Frhrn. Cunibert von Aschaffenburg . . 231



F. J. Schondawith del. J. B. Wunder sc.

Neuhollaender.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere
Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen
Abbildungen.

V e r f a ß t
von
M e h r e n,
und herausgegeben
von
J o a c h i m H e i n r i c h J ä c k,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

65. Bändchen.

M i t e i n e m K u p f e r.

III. Theil. 2. Bändchen der Reisen um die Welt.

N ü r n b e r g.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1 8 3 1.

Taschen-Bibliothek

aller

Reisen um die Welt.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.

Verlegt von Heinrich Haubenstricker.

1831.

Johann Cook's zweite und dritte Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775 und in den Jahren 1776 bis 1779. In gedrängter Kürze mitgetheilt von Dr. Göschl, königl. Professor am Lyceum zu Aschaffenburg.

1. Die Regierung von England ließ zur genauen Untersuchung des großen Südmeeres im Juli 1772 zwei Schiffe ausrüsten, wovon das eine The Revolution, und das andere The Adventure benannt wurde; ersteres befehligte als Haupt der ganzen Unternehmung, Cook, und das zweite Tobias Furneux, als Schiffsmeister. Die beiden Forster (Vater und Sohn) waren Cook's Reisegefährten aus Auftrag der Regierung, um das Gebiet der Naturgeschichte durch neue Entdeckungen zu erweitern. Von Plymouth segelten beide Schiffe ab. Diese Seereise — die zweite von Cook um die Welt — dauerte drey Jahre; sie wurde von Forster be-

schrieben; wir verweisen daher auf diese Beschreibung hin, welche mein verehrter Freund und Collega Dr. Schneidawind in der Taschenbibliothek 61. Bändchen niedergelegt hat, und gehen sogleich auf Cook's dritte Reise um die Welt über.

II. Der Versuch, welchen Capitain Philipps (nachmals Lord Mulgrave) zur Erforschung der nördlichen polarischen Gewässer anstellte, war mißlungen. Das Parlament setzte daher eine Prämie von 20,000 Pf. St. auf die Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus der Südsee in das atlandische Meer, und sicherte überdieß demjenigen, der im Stande sey, sich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern, noch 5000 Pf. St. zu. Kaum war Cook von seiner zweiten Reise zurückgekehrt, so wurde der kühne Weltumsegler hiezu vorgeschlagen. Zwei Schiffe wurden ausgerüstet. Ersteres, the Resolution, stand unter Cook's Leitung, letzteres, the Discovery, unter Kapitain Clerke's Führung. Im Juli 1776 gingen beide Schiffe in die See. Am 9. November verließen sie das Cap.

Auf dieser dritten Reise untersuchte Cook zunächst die von Manian und Kerguelen entdeckten Inseln; besuchte auch Neuholland, Neuseeland und die Societäts- oder Gesellschafts-Inseln, wo er den aus der ersten Reise bekannten Omai ans Land setzte. Den Otaheitern brachte er

verschiedene Thiere, und pflanzte daselbst einige von Neuholland mitgebrachte Muskatnußbäume.

Von da segelte er nordwärts, so daß er im März des folgenden Jahres die Küste von Amerika erreichte, längs welcher er hinaufschiffte, und die Meerenge zwischen Asien und Amerika, die sich nordöstlich hinzog, auffand. Manche Fehler der bisherigen Charten konnte er auf dieser Fahrt verbessern.

Schon glaubte Cook, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich vom Eis umgeben sah. Um der Gefahr, vom Eis festgehalten zu werden, und dem gewissen Untergange zu entrinnen, wendete er sich eiligst auf die asiatische Seite, und schiffte längs der sibirischen Küste hin, um vielleicht gegen den Pol zu ein Land zu entdecken, das er dort vermuthete. Aber auch dieser Versuch gelang ihm nicht; er fand sich genöthigt, die Straße, die er verlassen hatte, wieder zurückzumachen. Seitwärts auf dieser Tour traf er unter den 200. Grade östlicher Länge, und den 22. nördlicher Breite auf eine Inselgruppe (Sandwichinseln), deren Bewohner an Gestalt, Sitten und Sprache den Otaheitern glichen, ohne daß es möglich ist, den Zusammenhang unter ihnen nachzuweisen.

Cook ankerte hier auf Owaihi, einer der Inseln, ward wohl aufgenommen, und mit allen Erforderlichen versehen. Er segelte ab; aber ein Windstoß, durch den der Vordermast seines Schiffes zerbrach,

nöthigte ihn zur Rückkehr. Bei seiner zweiten Ankunft auf der Insel zeigten sich die Einwohner nichts weniger, als freundschaftlich. Ihr diebischer und hinterlistiger Charakter wurde sichtbar. Sie raubten sogar ein Boot. Cook wollte deswegen zum Oberhaupte der Insel gehen, um es zurückzufordern; da begegnet ihm ein Eingeborner mit frecher Beleidigung, und Cook, vom Jähzorne überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Diese rasche That empörte die Wilden; sie fielen über ihn her, und erschlugen ihn nebst vier seiner Leute. Dieß geschah am 14. Februar 1779. Man erzählt auch, Cook habe, um Holz zum Brennen zu gewinnen, eine an der Küste liegende Hütte niederreißen lassen, ohne zu wissen, daß es ein verfallenes Heiligthum sey. Dieß habe die Insulaner gegen ihn aufgebracht, und seine Ermordung veranlaßt. — Sein Leichnam wurde zerrissen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. —

So schrecklich endigte dieser große Entdecker, der allein in beide Polarkreise, und in den südlichen, den Niemand vor ihm besucht hatte, dreimal eingedrungen war, dessen Reisen in gerader Linie 40,000 Meilen betrugen, und dem wir zuerst zuverlässige Nachrichten über die Südsee, Süd-Indien, so wie unzählige Entdeckungen in der Astronomie, Botanik, Menschen- und Völkerkunde verdanken.

Interessanter Anhang zu Kook's Weltumseglungen. Mitgetheilt von Dr. F. J. A. Schneidawind, Prof. der Geschichte am königl. Lyceum zu Aschaffenburg. *)

Der berühmte Kook war auf seiner dritten Reise um die Welt so unglücklich von den Sandwich-Insulanern getödtet zu werden. Willis hat nach Jahrzehnten den Ort besucht, wo der berühmte Weltumsegler seinen Tod gefunden hatte, und gibt sehr Interessantes und Aufklärendes über diese Catastrophe Kook's an, welches man den verehrlichen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glaubt.

Der Britte und Missionär Wilhelm Willis sagt nämlich aus:

*) Derselbe gab bei W. Neuck in Leipzig heraus: „Befördert die Aufklärung Revolutionen!" brosch. 18 kr. rhein. Jaeck.

„In der Nähe von Kaavoroa ist der Ort, woselbst der unglückliche Capitain Kook umgebracht, sein Fleisch von den Gliedern getrennt und dann verbrannt wurde. Es ist ein kleiner von einer 5 Fuß hohen Mauer umgebener Platz, etwa 15 Quadratfuß groß; in der Mitte ist eine Art Heerd, von etwa 1 1/2 Fuß hoch, über der Erde erhaben und von einer Reihe von Steinblöcken umgeben. Auf diesem Heerde war das Feuer bei jener Gelegenheit angezündet und noch jetzt sieht man Asche auf demselben.

Es leben noch viele Personen in Kaavoroa und andern Orten der Sandwichsinseln, welche entweder bei jener unglückseligen Catastrophe selbst gegenwärtig oder von solchen Augenzeugen die genauen Umstände dabei erfahren haben. Wir unterhielten uns mit vielen derselben und ihre Aussagen stimmten, obwohl in Nebenpunkten von einander abweichen, der Hauptsache nach mit der Erzählung vollkommen überein, welche Kapitain King, Kook's Nachfolger, von diesem Vorfall bekannt gemacht hat.

„Kapena Kune (Kapitain Kook oder Cook) sagen sie, war seines Benehmens wegen gar nicht zu tadeln; denn man hatte ihm ein Boot gestohlen und er erklärte hierauf, daß unser König Tarajopu sich an den Bord seines Schiffes begeben und daselbst so lange als Geisel bleiben müße, bis das Boot zurückgegeben wäre. Beide gingen auch zusammen nach dem Ufer hin, wurden aber von unserm Volke umringt,

welches sich dem Weitergehen des Königs widersetzte. Auch seine Gemahlin vereinigte mit jenem ihre Bitte, daß Tarajopu doch nicht an Bord des Schiffes sollte gehen. Während der König noch unentschlossen war, kam ein Mann von der andern Seite herbeigelaufen und rief fast athemlos: „Krieg! die Fremden haben uns angegriffen, haben von einem ihrer Böte aus auf ein Canot Feuer gegeben und einen Häuptling getödtet.“ Diese Nachricht versetzte einige von uns in Wuth und beunruhigte die Häuptlinge, welche fürchteten, Kapitain Kook (oder Cook oder Koock) würde den König tödten. Sie baten den Letztern daher zu bleiben, worauf er sich auch niedersetzte. Kook schien in heftigster Gemüthsbewegung zu seyn, und ging nach seinem Boote zu, als ihn einer der Unserigen mit einem Speer angriff; er wandte sich aber um und schoß mit seiner Doppelflinte jenen nieder. Einige von unserm Volke schleuderten hierauf Steine gegen ihn, und als dieß seine Leute sahen, so feuerten sie auf uns. Capitain Kook wollte nun dem Feuern vom Schiffe aus Einhalt thun, konnte aber des Lärmen wegen sich seinen Leuten nicht verständlich machen. In dem Augenblicke, als er sich wieder umkehrte, um mit uns zu sprechen, erhielt er einen Stich in den Rücken mit einem Pahoa und zugleich wurde er von einem Speer durchrannt; er fiel in das Wasser und sprach nicht mehr.“

„Als er todt war, wehklagten wir alle. Das

Fleisch seines Körpers wurde von den Knochen getrennt und dann verbrannt, wie wir dieß mit den Körpern unserer gestorbenen Häuptlinge zu thun pflegen. Wir hielten ihn für den Gott Rono und erwiesen deshalb seinen Gebeinen göttliche Verehrung."

Viele der Häuptlinge drückten häufig ihren Kummer aus, wenn die Rede auf den Capitain Kook kam und selbst das gemeine Volk sprach von jenem Ereigniß in der Regel mit Betrübniß. Uebrigens sprachen Alle den König Tarapoju von aller Schuld hierbei frey, indem nichts auf seinen Befehl geschah. Ich war einst mit Karaimoku und verschiedenen anderen Häuptlingen in einem Hause auf Oahu, einer der Sandwichs-Inseln, wo ich ihnen die Kupfer zu der Folio-Edition von Kook's Reisen zeigte. Das Blatt, worauf Kook's Tod war, machte einen tiefen Eindruck auf ihre Gemüther und ich sah, daß Karaimoku, obgleich er nicht selbst bei jenem Vorfalle gegenwärtig gewesen, sich mehrmals die Thränen aus den Augen wischte. Auch sagten diese Insulaner mehr, als einmal, wenn davon die Rede war, daß die Missionäre schon seit langer Zeit auf der Gesellschafts-Insel gewesen: „Warum seyd Ihr nicht früher auch hierher gekommen? War das die Ursache, daß wir den Kapitain Kook tödteten?

Wir haben sie einige Male gefragt, aus welcher Ursache sie denn den Britten das erwähnte Boot gestohlen, da sie doch selbst so viele Canots hätten.

Sie entgegneten hierauf, daß es nicht ihre Absicht gewesen, sich jenes zum Schiffen zu bedienen, sondern um sich der Nägel zu bemächtigen, die in demselben steckten, um daraus Fischangeln zu machen. Dieß scheint auch wirklich das einzige Motiv zu dem Diebstahl gewesen zu seyn, der so traurige Folgen nach sich zog. Diese Insulaner halten die Nägel für einen höchst wünschenswerthen Artikel und obgleich sie nicht so weit in ihrer Begierde darnach giengen, als die Gesellschafts-Insulaner, welche wirklich die Nägel in den Erdboden pflanzten und hofften, von dieser Saat, wie von den Kartoffeln u. s. w. eine reiche Erndte zu erlangen, so ziehen doch ihre Fischer einen alten Nagel, den sie sich nach ihrer Weise zur Angel zurecht machen können, der besten englischen Fischangel vor, die wir ihnen geben konnten.

Man hat geglaubt, daß das Absondern des Fleisches von Kook's Gebeinen und das Verbrennen desselben ein Akt der Barbarei und eine Art von Canibalismus gewesen sey; allein im Gegentheil war es vielmehr das größte Zeichen von Ehrfurcht, welche sie dem Todten nach ihren Begriffen nur erweisen konnten. Ueberhaupt erhielten, wie schon oben erwähnt worden, Kook's Gebeine eine göttliche Verehrung, womit es sich folgendermaßen verhielt:

Unter den alten Königen von Hawaii aus der fabelhaften Zeit gab es auch einen, Namens Rono oder Orono, welcher in einem Anfall von Zorn

sein Weib ermordete, aber dieß nachher so sehr bereute, daß er den Verstand verlor. In diesem Zustande zog er auf allen Inseln der Gruppe umher und forderte Jeden, welcher ihm begegnete, zum Faustkampf oder Ringen heraus. Späterhin segelte er in einem Canot nach Tahiti (Otaheiti) oder in ein anderes fremdes Land und wurde nach seiner Abreise von seinen Landsleuten apotheosirt, wobei jährlich Faust- und Ringer-Kämpfe zu seiner Ehre eingesetzt wurden.

Als nun Kapitain Kook ankam, so hieß es, der Gott Rono sey zurückgekehrt; daher warf sich auch das Volk vor ihm nieder, wenn er durch die Dörfer zog. Als die Insulaner jedoch bei seiner Ermordung sein Blut fließen sahen und ihn röcheln hörten, so meinten sie doch, dieß könne nicht der Gott Rono seyn. Einige indeß blieben nichts desto weniger diesem Glauben getreu und so wurden die Gebeine Kook's, wenigstens zum größten Theile, in einem auf der entgegengesetzten Seite der Insel gelegenen, dem Gotte Rono geweihten Heian deponirt und daselbst als heilige Reliquien verehrt.

Diese Gebeine wurden in einem kleinem Korbe von Weidengeflechte, bedeckt mit rothen Federn (welche noch jetzt als die höchste Zierde angesehen werden), aufbewahrt und alljährlich von den Priestern in einer Prozession nach einigen Heians, oder rund um die Insel herumgetragen, wobei die üblichen Opfergaben für den Gott Rono eingesammelt wurden. Wo sie

sich jetzt befinden mögen, haben wir, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht erfahren können. Wahrscheinlich sind sie bei der Abschaffung der Idolatrie im Jahre 1819 von einigen Priestern oder Anhängern des Ronodienstes auf die Seite gebracht und in einer der Höhlen versteckt worden, zu denen der Eingang allen Uneingeweihten verborgen ist, und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man sie je wieder auffinden wird. Ueberhaupt sprechen die Priester und Häuptlinge nur mit Widerwillen von jener ganzen Geschichte und suchen alle Berührung dieses Gegenstandes möglichst zu vermeiden.

Geschichte der Weltumseglung in den Jahren 1785 bis 1788? und des bis jetzt im Dunkel gehüllt gewesenen Schicksals des französischen Seefahrers La Perouse. Von Dr. Franz Joseph Adolph Schneidawind, k. Professor am Lyzeum zu Aschaffenburg.*)

Erstes Buch.

Johann Franz Galaup de La Perouse wurde im Jahre 1741 zu Albi in Frankreich ge-

*) Von demselben Verfasser sind erschienen: „Der Umwälzungsmann Maximilian Robespierre und seine Umgebung. Leipzig bey W. Nauck.“ — „Mirabeau und seine Zeit der Revolution. Leipzig ebenfalls bey W. Nauck.“

Jaeck.

boren. Als Knabe kam er in die Marineschule, und faßte den Entschluß, mit allem Eifer zu trachten, einmal in die Fußstapfen der Nautiker, die ihrem Vaterlande Ehre gemacht hätten, zu treten. Am 19. November 1756 wurde er Seekadet und machte sogleich 5 Seekriegszüge auf 5 verschiedenen Schiffen mit, hatte aber auf der Höhe von Belle-Isle in dem Gefechte, das sein Schiff: „Formidable" unter Capitain Saint Andre du Verger, und noch 2 französische Schiffe von der Escadre des Marschall Conflans, gegen 8 bis 10 englische Schiffe bestehen mußte, das Unglück, gefangen genommen zu werden, weil sein sehr übel zugerichtetes Schiff die Segel hatte streichen müssen. Er hatte in diesem schrecklichen Gefechte große Tapferkeit bewiesen und selbst eine gefährliche Wunde erhalten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland machte er, noch als Seekadet, auf dem Schiffe Robuste drei neue Fahrten. Er zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und sein aufkeimendes Verdienst und Talent fing die Aufmerksamkeit seiner Befehlshaber zu erregen an. Am 1. October 1764 wurde er zum Unterlieutenant befördert. Seine leidenschaftliche Liebe zu seinem Stande erlaubte ihm nicht zu ruhen und wir finden ihn immer im Dienst. Im Jahr 1755 war er auf dem Adour; im Jahr 1766 auf dem Gave; 1767 kommandirte er das Flutschiff l'Adour; 1768 die Dorothea; 1796 den Bugalet; 1771 und 1772 diente er auf der

Belle-Poule und 1773 bis 1775 kommandirte er die la Seine und die Deux-Amis auf der Küste Malabar. Am 4. April 1777 wurde er Lieutenant.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwischen Frankreich und England wieder aus und die Feindseligkeiten zur See begannen am 17. Juni. Im darauf folgenden Jahre befehligte La Perouse die Amazone in d'Estarng's Escadre mit Auszeichnung und nahm namentlich auf der Küste von Neuholland die Fregatte Ariel weg und trug zur Eroberung des Schiffes Experiment bei. Am 4. April 1780 wurde er zum Capitain ernannt und kommandirte nun die Fregatte Astraea. Er kreuzte mit seinem Schiffe und der Hermione unter Capitain la Fouche und lieferte am 21. Julius Abends, sechs Lieues weit vom Nordcap der Isle Royale oder des Cap Breton einer Insel an der Mündung des St. Lorenzo Stromes den Engländern ein glänzendes Gefecht. Mit seinen 2 Schiffen griff er die englischen, Allegeance mit 24 Kanonen, Vernon mit 24 Kanonen, Charlestown mit 28 Kanonen, Jack mit 14, Geier mit 20 und Thompson mit 18 Kanonen muthig an, nahm in Zeit einer halben Stunde den Charlestown und den Jack, und brachte die kleine englische Escadre in Unordnung, welche nur durch die Nacht gerettet wurde.

Im nächsten Jahre entwarf die französische Regierung den Plan, die englischen Niederlassungen an

der Hudsonsbay wegzunehmen und zu zerstören. La Perouse schien der rechte Mann zur Ausführung eines so schwierigen Unternehmens in gefährlichen Meeren und bekam Befehl, mit dem Scepter von 64 Kanonen, worauf er fuhr, der Astraea von 36 Kanonen unter Capitain de Langle und dem Engageante von 36 Kanonen unter Capitain la Jaille den 31. März 1782 von Cap Francais abzusegeln. Am Bord seiner Fahrzeuge hatte er noch 250 Mann Infanterie, 40 Artilleristen, 4 Feldstücke, 2 Mörser und 300 Bomben. In die Hudsonsstraße hineingesegelt, mußte er mit allen Arten von Widerwärtigkeiten, namentlich mit dem Eise kämpfen und dennoch konnte er keine Zeit verlieren, denn die strenge Witterung nöthigt alle Schiffe, die dortigen Meere in den ersten Tagen des Septembers zu verlassen. Am 3. August erschien er vor dem Fort Wallis an der Hundsonsbay und befahl sogleich eine Landung. Allein die Thore des Forts wurden bei der ersten Aufforderung geöffnet und der Gouverneur ergab sich mit der Besatzung auf Discretion.

Als La Perouse diesen Theil seines Auftrages vollzogen hatte, ging er am 11. August unter Segel, um nach dem Fort York zu fahren. Auf dem Wege dahin traf er noch größere Schwierigkeiten an, als er vorher angetroffen hatte; er schiffe in 6 bis 7 Faden, an einer mit Klippen besäten Küste. Endlich, nachdem er oft in der größten Gefahr gewesen war, er

reichte man die Mündung des Nelsonflusses, dann den Hayfluß. Das Fort lag auf der Hayinsel. La Perouse bewerkstelligte mit den größten örtlichen Schwierigkeiten die Landung, während seine Schiffe gegen Windstöße zu kämpfen hatten. La Perouse kam am 24. August, nach einem äußerst beschwerlichen Marsche vor das Fort. Dieses ergab sich bei der ersten Aufforderung. La Perouse ließ die englischen Ansiedlungen zerstören und ging, mit den Gouverneurs der beiden eroberten Forts am Bord, unter Segel, um sich von dieser Meeresgegend zu entfernen, wo ewig Eis und Stürme sind, und wo er, zwar ohne den mindesten Widerstand, militärisches Glück erlangt, es aber vorher durch so viele Mühe, Gefahren und Beschwerlichkeiten erkauft hatte *).

Die Wiederherstellung des Friedens mit England

---

*) Als Soldat war La Perouse zwar verpflichtet, sich den erhaltenen strengen Befehlen zu unterwerfen und die Besitzungen der Feinde zu zerstören; dabei vergaß er aber die Achtung nicht, die man den Unglücklichen schuldig ist. Da er wußte, daß bei seiner Annäherung Engländer in die Wälder geflohen waren, und daß sie bei seiner Abreise, bei der allgemeinen Zerstörung, in Gefahr standen, Hungers zu sterben oder wehrlos in die Hände der Wilden zu fallen: so war er menschlich genug, ihnen Lebensmittel und Waffen zurückzulassen.

S.

im Jahr 1783 endigte diesen Seedienst. Der unermüdete La Perouse genoß aber keiner langen Ruhe; ihn erwartete eine viel wichtigere Reise — eine Reise um die Welt.

Ludwig XVI., der ausgezeichnete Kenntnisse in der Erdkunde besaß, wollte eine Entdeckungsreise unternehmen lassen, um den Franzosen einen Antheil an dem Ruhme zu verschaffen, den besonders Cook und Dixon, deren Seefahrten der geneigte Leser bald kennen lernen wird, oder schon kennt, den Britten erworben hatten; zu gleicher Zeit beabsichtigte er Handlungszwecke. Daher wurde, nach des Königs eigenen Ansichten, ein Entwurf aufgezeichnet, der noch vorhanden, und mit vielen eigenhändigen Randanmerkungen desselben begleitet ist, die eben so ausgebreitete Kenntnisse als wohlwollende Gesinnungen verrathen. Hauptgegenstände der Unternehmung waren der Wallfischfang im südlichen Weltmeere, und der Pelzhandel an der Nordwestküste von Amerika, um die Pelzwaaren von hier nach Sina und wo möglich nach Japan zu führen; und in Hinsicht der Länderentdeckung die Untersuchung der Nordwestküste von Amerika, der japanischen Meere, der Salamons-Insel in der Südsee und der Südwestküste von Neuholland. Fleurieu, Aufseher über die Seehäfen und Arsenale, La Perouse's Freund, arbeitete den Entwurf vollens aus und bereitete die Mittel zur Ausführung. Alle Gelehrte wurden ein-

geladen, diejenigen Untersuchungen anzugeben, welche zu Förderung der Fortschritte menschlicher Kenntnisse am meisten beitragen konnten, und mehrere schifften sich auch nachmals mit La Perouse ein, mit dem Auftrage, die von ihnen vorgeschlagenen Untersuchungen zu leiten. Ludwig XVI. vertraute das Kommando dieser Expedition, auf das Anrathen des Marineministers, Marschall de Castries, La Perouse an; dieser Seemann hatte schon 18 Seefahrten gemacht, als man ihm diese Befehlshaberstelle zutheilte.

In Brest wurden zu der Expedition die beiden Fregatten, Boussole und Astrolable mit Emsigkeit ausgerüstet, der Generallieutenant Hector, Befehlshaber des Seewesens in Brest trug alles dazu bei, die Ausrüstung schnelle und vollkommen zu machen. Dem Chef der Escadre, La Perouse, hatte man die Besetzung der sämmtlichen Offiziersstellen überlassen. La Perouse befehligte die Boussole selbst; sein Lieutenant war de Clouard; die Fregatte Astrolable vertraute er dem Capitain de Langle, der unter ihm die Expedition in der Hundsonsbay mitgemacht hatte, an. De Monneron wurde Oberingenieur und Bernizet sein Gehülfe. Den 11. Juli ließ La Perouse seine beiden Schiffe, die beinahe mit Allem, was man brauchte, brauchen konnte, oder zu brauchen vermeinte angestopft waren, auf der Rhede vor Brest vor Anker legen. Am 12. hielt er Musterung und ließ die Mannschaft einschiffen. Allein die

Westwinde nöthigten die beiden Schiffe, bis zum 1. August auf der Rhede liegen zu bleiben, während welcher Zeit auch immer Nebel und Regenwetter war.

Den 1. August 1785 ging La Perouse mit seinen 2 Schiffen von der Brester Rhede unter Segel und erreichte bei gutem Wind und ohne Merkwürdiges zu erleben, am 13ten Madera. La Perouse wollte Wein hier einnehmen, fand denselben aber zu theuer. Er fand übrigens zuvorkommende Aufnahme daselbst bei dem Gouverneur, bei dem Geschäftsträger des französischen Consulats, Moutero, bei dem englischen Consul, Murray, dem englischen Kaufmann Johnston, an den La Perouse eigens von Freunden empfohlen worden war. Am 16. August ging La Perouse wieder unter Segel, sah am 18ten die Insel Salvage, deren Boden durchaus verbrannt ist und worauf kein einziger Baum wächst, fuhr an der östlichen Seite derselben vorüber und legte am 19ten Nachmittags halb 3 Uhr vor der Insel Teneriffa vor Anker. Die beiden Schiffe nahmen 60 Pipen Wein daselbst an Bord, der von dem Städtchen Oratoa herbeigeschafft wurde, worüber 10 Tage vergingen. Diese Zeit benützte man, namentlich der Professor der Mathematik Dazalet zu astronomischen und anderen Beobachtungen. Der General-Gouverneur der canarischen Inseln, Marquis von Branciforte machte es sich, so lange die französischen Schiffe auf seiner Rhede vor Anker lagen, zum angelegensten Geschäft,

den Reisenden die überzeugendsten Beweise von Freundschaft und Wohlwollen zu geben.

Die Abfahrt La Perouse's mit seinen noch mehr belasteten Schiffen verzog sich bis zum 30. August Nachmittags um 3 Uhr. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Abfahrt verlor der Himmel jenes herrliche Ansehen, welches man nur in einem gemäßigten Klima wahrzunehmen pflegt. Statt dessen war er immer mit einer matten Blässe überzogen, die weder ganz Nebel noch Gewölk zu seyn schien, und den Horizont so sehr verengte, daß er keine 3 Stunden im Umkreis hatte; aber gleich nach Sonnenuntergang zertheilten sich diese Dünste und die Nächte waren gemeiniglich heiter und schön.

Auf der Fahrt bis zur Linie fiel nichts Merkwürdiges vor. Am 29. September durchschnitt La Perouse den Aequator unter dem 18ten Grade westlicher Länge. Unter dem 14ten Grade gegen Norden war er aus den Passatwinden gekommen, die von nun an immer West und Südwest bliesen, bis er die Linie erreicht hatte. Kein Tag ging vorüber, wo man nicht Wind hatte; auch fiel einigemal Regen. Am 16. October, Vormittags 10 Uhr, erblickte La Perouse die Inseln Martinvas, welche eigentlich nichts anders als Felsen sind, und richtete seinen Lauf auf die Insel La Trinitè, (Trinidad), die etwa 9 Meilen gegen Westen von den obengenannten Eylanden entfernt war.

Beim Untergang der Sonne und bei nicht günstigem Winde gelangte er bei der Insel Trinidad, (La Trinitè), welche eine portugiesische Besatzung hatte, an. La Perouse konnte mit seinen Schiffen nicht landen, sondern nur 2 Boote unter den Schiffsoffizieren de Vaujuas und Boutin an das Land setzen, um die Beschaffenheit der Insel zu besichtigen und zu sehen, ob Holz und Wasser einzunehmen sey. Das Boot unter Lieutenant Vaujuas wäre ohne die Beihülfe der Portugiesen in der Brandung zu Grunde gegangen. Aus den Berichten der beiden Offiziere ersah La Perouse deutlich, daß er auf Trinidad weder das benöthigte Holz noch Wasser bekommen würde. Er entschloß sich daher, sogleich nach der Insel St. Catharina zu steuern, die an der Küste Brasiliens liegt. Trinidad bietet dem Auge weiter nichts dar, als eine beinahe ganz kahle Felsenmasse, wo man nur hier und da, zwischen sehr engen Thälern und Bergschluchten, etwas Grüne und einiges Gesträuch wahrnimmt. Auf dieser Insel ist eine Niederlassung der Portugiesen.

Am 18. October in der Mittagsstunde fing La Perouse an gegen Westen nach der Insel Ascençaon (Ascension?) zu steuern, fand sie aber nicht, indem er das Suchen zu eben der Zeit aufgab, wo er im Begriffe war, das Ziel zu erreichen.

Am 25. October wurden die beiden Schiffe von einem sehr heftigen Gewitter überfallen. Abends ge-

gen 8 Uhr schien der ganze Himmel rings im Feuer zu stehen, wo man nur hinsah, schossen Blitze herab; und auf dem Gewitterableiter der Boussole, so wie auf dem Maste des Astrolable zeigte sich das Sanct-Elen-Feuer, welches eigentlich nichts anderes als electrisches Feuer oder Gewitterstoff ist. Von diesem Tage an hatten die Seefahrer immer schlechtes Wetter, und sahen sich von dichten Nebeln umhüllt, bis sie am 6. November zwischen der Insel St. Catharina und dem festen Lande vor Anker gingen.

Die Ankunft La Perouse's auf der dortigen Rhede verbreitete in der ganzen umliegenden Gegend vielen Schrecken. Dies konnte er leicht daraus schließen, weil von allen Forts zu wiederholten Malen Lärmschüsse geschahen. Er fand daher für rathsam, sogleich den Offizier, de Pierrevert, mit der Erklärung an das Land zu schicken, daß er keine andere als friedliche Absichten hegte und nur sich mit Wasser, Holz und einigen Erfrischungen zu versehen wünschte. Der General-Capitain Don Franzisco de Baros täuschte sich auch nicht über die wahre Absicht der Reisenden und gab schleunige und gemessene Befehle, denselben alles, was sie nöthig haben würden, um die billigsten Preise zu verkaufen. La Perouse besuchte mit einigen Offizieren den Kommandanten der Citadelle an der Rhede und sendete den Lieutenant Boutin eigens nach Nostra-Sennora del Destero, um den Don Franzisco de Baros für seine Güte

und treffliche Fürsorge zu danken. Am 13. November erhielt La Perouse den Besuch des Don Antonio de Gama, welcher Generalmajor war und zugleich ein verbindliches Schreiben seines Oberbefehlshabers an La Perouse überreichte.

Da nunmehr die Jahreszeit ziemlich weit vorgerückt war, so hatte La Perouse alle mögliche Ursache, seine Abfahrt zu beschleunigen, um so mehr, da seine Leute so munter und gesund waren, als man es nur wünschen konnte. Bei seiner Ankunft hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er in Zeit von etwa 5 bis 6 Tagen im Stande seyn würde, sich mit allen Erfordernissen hinlänglich zu versehen und sodann gleich wieder in die See gehen zu können; allein die Gewalt der Südwinde und der Seeströme machten so viel zu schaffen, daß seine Leute oft nicht an das Land kommen konnten und eben dadurch ward die Abfahrt verzögert.

Die Insel St. Catharina erstreckt sich vom 27°, 19′, 10″ südl. Breite bis zum 27° 49′. Ihre eigentliche Localbreite von Osten gegen Westen beträgt nicht über 2 französ. Meilen. Sie wird vom festen Lande nur vermittelst eines eben nicht sehr breiten Canals getrennt. Auf der Spitze der Erdzunge des Eylandes liegt die Stadt Nostra-Sennora del Destero, zu La Perouse's Zeit, 400 Häuser groß, mit etwa 3000 Einwohnern. Das Erdreich der Insel ist außerordentlich fruchtbar und bringt, so zu sagen, von

freien Stücken allerlei Arten von Obst, Getreide, Gartenfrüchten hervor. Allein dennoch ist das Land arm, weil La Perouse die Bauern in elendem Zustande sah und diese kein Geld haben, sich Sklaven zum vermehrten Anbau zu kaufen. Es gibt auf der Insel eine Menge Waldungen, die das ganze Jahr hindurch grün bleiben. In diesen Waldungen gibt es eine große Menge Pomeranzenbäume und andere aromatische Gewächse, welche die Luft mit köstlichen Gerüchen durchwürzen. Die Bewohner der Insel sind Leute von sanftem Charakter, gutmüthig, höflich, gefällig, übrigens aber sehr abergläubig und eifersüchtig auf ihre Weiber, welche sie nie öffentlich sehen lassen. Die Lebensmittel fand La Perouse wohlfeil; einen feisten Ochsen kaufte er um nicht mehr als 8, ein fettes Schwein um 4 Piaster. In den Wäldern fand man eine Menge giftiger Schlangen, deren Biß den unvermeidlichen Tod zur Folge hat.

Am 19. Nov. verließ La Perouse die St. Catharinen-Insel wieder und hatte bis zum 28sten ungemein schönes Wetter, dann wurde er aber von einem Sturme befallen, der aus der Gegend von Osten kam. Bei dieser Gelegenheit machte La Perouse die angenehme Bemerkung, daß seine beiden Schiffe, ob sie gleich schlechte Segler waren, sich dennoch während dieses Sturmes sehr gut hielten und folglich im Stande waren, den ungestümsten Gewässern Trotz zu bieten. Im 35° 24′ südl. B. richtete er seinen

Lauf gegen Ostsüdost, um die Insel Grande aufzusuchen, und ihre genaue Lage zu bestimmen und dann die Le Maire's Straße zu gewinnen. Er fand die Insel Grande de la Roche nicht, deren Lage übrigens auf den Seekarten unbestimmt angezeigt seyn mochte und nahm am 25. Dezember nordwärts seinen Lauf. Die Witterung war ihm sehr günstig; der Januar war beinahe eben so anmuthig, wie gewöhnlich in Europa der Julius ist. Am 14. Januar sahen La Perouse und seine Offiziere endlich sich im Stande, die Küste von Patagonien, in der südl. Breite von 47° 50′ und in der westl. Länge von 64° 37′ sondiren zu können. Am 21. Januar erblickten sie das Vorgebürge Beautemps, oder die nördliche Spitze am Flusse Gallegos auf der Küste Patagonien. Sie schifften eine Meile an der Küste hin und benutzten dann den Wind, nach der Küste von Feuerland zu schiffen. Da der Wind günstig war, so beschloß La Perouse nicht in der Bay de Bonsucces anzulegen, sondern nach der Insel Juan Fernandez so schnelle als möglich zu segeln.

Als er durch die Straße le Maire fuhr, zündeten die Feuerländer ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um zum Anlegen einzuladen. Um den Schiffen schwammen majestätisch und ruhig die gewaltigen Wallfische herum, weil sie wohl wußten, daß Niemand nach ihrem Leben in diesen Gewässern trachte. Das Staatenland konnte man wegen des dichten

Nebels, der den Horizont ganz verschleiert hatte, nicht sehen. Am 22sten umsegelte La Perouse das Cap der Jungfrauen in einer Entfernung von 3 Meilen gegen Westen. Es hat eine sehr niedrige Lage und man nahm nicht das geringste Grün darauf wahr. Am 25. Januar, gegen 2 Uhr, umschiffte La Perouse und zwar eine Meile südwärts, das Vorgebürge San Diego, welches die westliche Spitze der Straße le Maire bildet, und lief am 9. Februar, quer bei der Magellanischen Straße vorüber, in die Südsee ein, und zwar so, daß er geraden Wegs nach der Insel Juan Fernandez steuerte.

Als er aber nachher den an Bord befindlichen Proviant musterte, fand er nur noch wenig Vorrath an Brod und Mehl und daß sich in dem Schiffszwiebacke Würmer eingenistet hätten. Er faßte nun den Entschluß, lieber bei Conception auf der Küste von Chili, das reich an allen Lebensbedürfnissen ist, zu landen. Demzufolge richtete er seinen Lauf etwas weiter nach Osten. Am 22. Februar gegen Abend bekam er die Insel Mocha zu Gesicht, dann der Küste von Chili sich nähernd, die beiden Berge Mamelles de Biobio (Brüste), später die Landspitze von Talcaguana. Dahin richtete La Perouse seinen Lauf und fuhr in die Bay Conception ein, welche sich ungefähr 3 Meilen von Osten gegen Westen und in Betracht ihrer Länge fast eben so weit von Norden gegen Süden erstreckt, und deren Einfahrt jedoch durch

die in ihrer Mitte liegenden Insel Quinquirine verengt wird, welche wieder zwei besondere Einfahrten bildet. La Perouse suchte die Stadt Conception noch im Hintergrunde der Bucht; allein ein Erdbeben im Jahre 1751 hatte diese Stadt zerstört und das neue Conception hatte man 3 Meilen von der Küste, am Flusse Biobio, erbaut.

Der spanische Kommandant von Conception sendete den Fregatten-Capitain Postigo sogleich an La Perouse ab, damit derselbe ihn bewillkomme und den Schiffen einen guten Ankerplatz bestimme. Die beiden Schiffe gingen auf seine Anordnung am 24 Februar um 11 Uhr Morgens zwischen dem Dorfe Talcaguana und den Forts St, Augustin und Galves vor Anker. Man hatte kaum die Anker ausgeworfen, als ein Dragoner ein Schreiben dem damaligen Interimskommandanten, de Quexeda an La Perouse überbrachte, worin er ihm alle Höflichkeiten und Versprechungen machte. Mit diesem Schreiben erhielt La Perouse auch eine Menge von allerlei Erfrischungen, welche ihm von den Einwohnern wetteifernd, an Bord als Geschenk gesendet wurden. Mit Ungeduld sah daher La Perouse dem Augenblick entgegen, wo er im Stande seyn würde, dem Kommandanten seinen Dank für die gute Aufnahme zu bezeugen. Dieser kam ihm aber mit einem Besuche zuvor und begab sich im Gefolge der vornehmsten Colonialbeamten zu ihm an Bord. — Früher, als La

Perouse selbst, waren in Conception Empfehlungsbriefe vom spanischen Minister angekommen.

Des folgenden Tages erwiederte La Perouse in Begleitung des Capitains de Langle und anderer Offiziere und einiger Gelehrten der Expedition diesen Besuch. Vor ihm her ritt ein Detaschent freiwilliger Dragoner, deren Befehlshaber eine halbe Compagnie in dem Dorfe Talcaguana einquartirt hatte, die nebst ihren Pferden den Franzosen seit deren Ankunft immer zu Befehl standen. Als der Zug noch eine halbe französische Meile weit vor der Stadt Conception war, kamen de Quexeda und der Platzmajor und Artillerie-Kommandant Sabatero demselben entgegen. In Conception stieg man bei Sabatero ab, wo ein herrliches Mittagmahl vorgesetzt ward. Abends gab er den Gästen einen großen Ball, wozu die vornehmsten Damen der Stadt eingeladen waren.

Diese Damen waren sehr artig und besaßen eine einnehmende Höflichkeit, daß man nicht leicht in Europa eine Seestadt antreffen wird, wo Fremde eine so herzliche und liebreiche Aufnahme sich zu versprechen haben, als hier. Die Tracht dieser Damen bestand aus einem Faltenrocke, der nur bis auf die Hälfte der Füße reichte und tief unter dem Gürtel befestiget war; ferner aus Strümpfen mit rothen, blauen und weißen Streifen; und aus Schuhen, welche so kurz waren, daß sie die Zehe zusammenkrümm-

ten, so daß die Füße eine beinahe ganz runde Gestalt hatten. Ihr Haar hing in Flechten gewunden über die Schultern herab. Ihr Wams bestand gewöhnlich aus Gold oder Silberstoff.

Der Ball dauerte bis Mitternacht. Da nun nicht alle französischen Offiziere und Gelehrte in Sabatero's oder Querada's Wohnungen untergebracht werden konnten, so beeiferten sich alle Einwohner um die Wette, einen Gast wenigstens zu beherbergen.

La Perouse lernte auch in Conception den dortigen Bischof kennen, der ein Kreole aus Peru war, nie in Europa gewesen, und blos seinen Tugenden seine Amtserhöhung verdankte. Er hatte viel Geist, eine gewiße Milde des Charakters und eine sehr angenehme Unterhaltungsgabe. Bald hierauf kam auch der Kommandant und Gouverneur der Provinz, Higgins, ein geborner Irländer, von einer Geschäftsreise nach Conception zurück und dieser überraschte sogleich La Perouse mit einem Besuche. Higgins überbot Querada's Höflichkeiten.

Da die französischen Offiziere den spanischen, sowie allen Einwohnern von Conception überhaupt viel Dank schuldig waren, so beschloßen erstere noch vor ihrer Abreise ein allgemeines Festin zu veranstalten, und die sämmtlichen Damen der Stadt namentlich dazu einzuladen. Zu dem Ende wurde am Gestade des Meeres ein großes Zelt aufgeschlagen und dar-

in ein großes Mittagsmahl gegeben, dem 150 Gäste jeden Geschlechtes aus Conception beiwohnten. Nach dem Essen war Ball, dann brannten die Franzosen ein kleines Feuerwerk ab und zu guter letzt ließen sie einen Luftballon aus Papier steigen, der viele Freude und Aufmerksamkeit erregte.

Tags darauf bediente La Perouse sich dieses nämlichen Zeltes, um der Mannschaft seiner beiden Fregatten ein Gastmahl ebenfalls zu geben. Die Offiziere, die Mannschaft bis herab auf den niedrigsten Matrosen speisten an einem und demselben Tisch aus ihren hölzernen Schiffsschüsseln und überließen sich alle der Freude und dem Vergnügen. Alle Mannschaft war aber auch vollkommen gesund.

Der Gouverneur Higgins lud die französischen Offiziere und Gelehrten zu sich zu einem Feste ein. Alle, außer den diensthuenden Offizieren, begaben sich deßhalb nach Conception, wo Higgins selbst ihnen entgegen geritten war und sie in seiner Wohnung einführte. Eine Tafel von hundert Gedecken erwartete die Gäste. So oft man die Teller wechselte, rezitirte ein Franziskaner-Mönch, der den Improvisator machte, spanische Verse zum Lobe der zwischen beiden Nationen bestehenden Eintracht. Abends war großer Ball, auf welchem sich alle Damen der Stadt in ihrem glänzendsten Anzug einfanden und verschiedene masquirte Offiziere ein niedliches Ballet tanzten. Unmöglich hätte man, in welchem Lande es

immer seyn möchte, ein reizenderes Fest anordnen können, als hier; denn der Veranstalter war ein Mann, der von seinen Untergebenen fast angebetet wurde, und unter den Theilnehmern waren Männer, welche zu den galantesten Nationen in Europa gehörten.

Holz, Wasser, Lebensbedarf u. s. w. war inzwischen an Bord der beiden Fregatten genommen worden und La Perouse schiffte am 13. seine Mannschaft wieder ein, um Conception zu verlassen.

Die Bay Conception ist eine der gewöhnlichsten, welche man irgend in einem Theile der bekannten Welt antrifft. Die Stadt Conception hat einen großen Umfang, weil die Häuser durchgehens aus einem einzigen Stockwerke bestehen, damit sie um so weniger von den Erderschütterungen leiden, welche sich von Jahr zu Jahr einstellen. Die Stadt enthielt etwa zu Perouse's Zeit 10,000 Einwohner.

Einen fruchtbarern Boden, als in diesem Theile von Ohili trifft man schwerlich unter irgend einem andern Himmelsstriche an. Die Getreidesaat gewährt daselbst einen sechsfältigen Ertrag; eben so ergiebig ist auch der Weinstock; und die Fluren sind mit unzählbaren Heerden bedeckt, so zwar, daß ein fetter Ochse 8 Piaster gewöhnlich kostet, u. s. f. und daß es dennoch nicht selten an Käufern fehlt. Dieses Land Ohili, dessen Produkte halb Europa ernähren, dessen Wolle den französischen und englischen Manufak-

turen hinlänglichen Stoff zur Verarbeitung darbietet, dessen Schlachtvieh, in allem gehörig benutzt, einen unermeßlichen Gewinn abwerfen muß, dieses Land, sage ich, trieb bei la Perouse's Ankunft gar keinen Handel. Die spanische Regierungsform arbeitete aber auch unabläßig dem Einfluß des Klima rc. rc. entgegen. Auch etwas Gold findet man in den Bächen.

Die Einwohner von Conception lieben die Faulenzerey, besitzen einen starken Hang zum Stehlen, und die Weibsleute sind äußerst willfährig. Im Ganzen genommen, machen sie eine völlig ausgeartete, mit Indianern vermischte Gattung von Menschen aus. Indessen betrugen sich gegen La Perouse diejenigen, welche zur vornehmen Volksklasse gehörten, sehr höflich und artig. „Die Faulenzerey, mehr noch als Unvernunft und Aberglaube (sagt La Perouse), ist daran Schuld, daß es in diesem Lande eine ungeheure Menge Nonnen und Mönche gibt (oder gab). Letztere erlauben sich hier weit mehr Freiheiten, als anders wo, und da sie leider gar nichts zu thun haben, in keinem Familienverhältniß stehen, im ehelosen Stande leben und nur in so ferne von der Welt abgesondert sind, als sie für sich in ihren Zellen wohnen; so war es kein Wunder, daß sie die verdorbensten Menschen in ganz Amerika wurden, welches sie denn auch wirklich sind. Ihr freches und unverschämtes Betragen läßt sich schlechterdings nicht mit

Worten beschreiben. Ich selbst sah es untern andern mit an, daß mehrere derselben bis nach Mitternacht auf dem Balle blieben, und sich nicht etwa zu guter Gesellschaft, sondern zu den Domestiquen hielten. Diese nemlichen Mönche verstanden sich vor allen andern darauf, unsern jungen Leuten die genauesten Nachrichten von gewissen Häusern mitzutheilen, welche von Rechtswegen Priestern nur darum bekannt seyn sollten, damit sie den Eintritt in dieselben verbieten können."

Am 17. gegen Mittag erhob sich ein guter Süd-Westwind, in welchem La Perouse unter Segel ging. Am 19. gelang es ihm endlich, mit Hülfe des Südwindes, sich vom Lande zu entfernen und seinen Lauf nach dem östlichen Theile von Jouan Fernandez zu richten. Am 4. April war er nur noch 60 Meilen von der Osterinsel entfernt, und am 8. April, um 2 Uhr Nachmittags bekam er die Osterinsel zu Gesicht. Er sah die östliche Spitze der Insel. In der Nacht von 8 — 9 April segelte er an der Küste der Osterinsel in einer Entfernung von etwa 3 Meilen vorbei und steuerte am Tage nach der Cooks-Bay, wo er endlich nach einigen Versuchen einen guten Ankergrund fand und beilegte.

Sogleich umringten die Insulaner schwimmend das Schiff und stiegen sogar an Bord. La Perouse beschenkte die Indianer mit allerlei Dingen und mit dem Zeichen, daß sie Morgens wieder kommen wür-

den, begaben diese sich unter Freudenbezeugungen wieder an die Küste.

Gleich mit Anbruch des Tags ließ La Perouse Alles zur Landung in Bereitschaft halten und ging mit 70 Personen auf 4 Booten an das Land der Insel. Am Gestade erwarteten ihn 4 — 500 Insulaner. Sie waren alle unbewaffnet, fast alle giengen ganz nakt und mehrere waren tätowirt und ihre Gesichter mit rother Farbe bemalt. Ihr Geschrei, ihre Mienen zeugten von Freude. Sie kamen den Landenden entgegen, reichten ihnen die Hand und wünschten ihnen Glück zur Ankunft. La Perouse ließ hierauf sogleich ein Zelt aufschlagen, und die für die Insulaner bestimmten Geschenke und Thiere an das Land schaffen.

Da er ausdrücklich befohlen hatte, daß die Seeleute die Insulaner, wenn sie auch noch so zudringlich würden, nicht zurückstoßen oder gar auf sie feuern sollten, so kam es in kurzer Zeit so weit, daß sogar die Soldaten der Raubgierde dieser Insulaner, deren Anzahl immer mehr schwoll, sich ausgesetzt sahen. Mehrere der Weibspersonen hatten eine angenehme Gesichtsbildung und boten jedem ihre Gunstbezeugungen an, der ihnen etwas dafür geben wollte. Die Männer selbst luden auf alle mögliche Art zu diesem sinnlichen Genuß ein. Während der Zeit, daß die Weiber den Weißen ihre Liebkosungen aufdrangen, wurden ihnen die Hüte von den Köpfen und die Schnupftücher aus den Taschen gestohlen. An diesen Dieb-

stählen schienen sie insgesammt Antheil zu haben, denn kaum war einer dergleichen vollbracht, so eilten sie auch gleich wie ein Flug scheuer Vögel davon. Als sie aber sahen, daß die Franzosen keinen Gebrauch von ihren Schießgewehren machten, kamen sie nach Verlauf einiger Minuten wieder zurück und benützten sodann den nächsten günstigen Augenblick, einen Diebstahl abermals zu vollbringen.

La Perouse, der sich auf der Osterinsel nur bis zur Nacht aufhalten wollte, benutzte die 8 — 10 Stunden seines Aufenthaltes, die Insel zu besichtigen, so weit es sich thun ließ. In zwei abgesonderten Haufen, welchen einen La Perouse, den andern aber der Capitain de Langle führte, wurde diese Besichtigung vorgenommen.

Die Cooksbay auf der Osterinsel liegt unter 27° 11′ südl. Breite, und unter 111° 55′ 30″ westl. Länge. Sie ist der einzige Ankerplatz, wo man gegen Ost- und Südostwind, die in den dortigen Gewässern zu herrschen pflegen, gehörig gedeckt ist. Zur Zeit aber, wo es aus Westen stürmt, würde man sich daselbst in der größten Gefahr befinden.

Die Höhe der Insel beträgt in dieser Gegend etwa 20 Fuß; die Anhöhen liegen 7 — 800 Klafter tiefer landeinwärts und da wo dieselben am niedrigsten sind, formirt das Terrain einen sanften Abhang, welcher sich bis an das Gestade des Meeres erstreckt. Eine große Menge Steine, welche nur obenhin da lagen,

fielen den Reisenden besonders in das Auge. Diese sind aber ein treffliches Geschenk, welches die Natur dieser Insel verlieh. Sie erhalten nämlich das Erdreich immer feucht und kühl und ersetzen auf diese Art den erquickenden Schatten der Bäume, welche diese Inselbewohner, allem Vermuthen nach schon vor vielen — vielen Jahren sehr unbedachtsamer Weise abgehauen haben*), so daß ihr Land von der brennenden Sonnenhitze gleichsam calcinirt wird und man daselbst weder Wassergraben, noch Bäche, noch Quellen antrifft.

Auf dem äußersten Ende der südlichen Spitze, welche die Insel formirt, sahen die Reisenden einen ehemaligen Vulkan, in Gestalt eines abgestumpften Kegels. Seine obere Basis, welche sich viel weiter als die un-

---

*) Diese unwissenden Leute hatten noch nicht die Erfahrung gemacht, daß die Kühle des von Bäumen beschatteten Erdreichs, auf kleinen Inseln, die in einem unermeßlichen Ocean liegen, einzig und allein vermögend ist, die Wolken an sich zu ziehen, sie zu verdicken, und dadurch auf den Gebirgen einen fast nie unterbrochenen Regen hervorzubringen, welcher sich nachher in Bächen und Quellwasser durch alle und jede Theile des Landes ergießt. Auf Inseln, welche diesen Vorzug entbehren müßen, herrscht eine fürchterliche Dürre, so daß alle darauf befindlichen Pflanzen und Staudengewächse nach und nach absterben und man sie folglich nicht mehr bewohnen kann.

tere erstreckt, schien denselben über 2 französische Meilen im Umfange zu haben. Die Tiefe dieses Craters betrug wenigstens 800 Fuß.

Auf dieser Insel scheint kaum der zehnte Theil des Erdbodens bearbeitet zu werden. Doch kann man seine Bedürfnisse leicht befriedigen. Man sah verschiedene Pflanzungen, wo Cartoffeln und Yamwurzeln gebaut wurden, und der Gärtner bei der französischen Expedition, Collignon, pflanzte hier Kohl, gelbe und rothe Rüben, Mais und Kürbisse. — Auch bauten die Insulaner das Solanum, eine Art von Nachtschatten, an, zu welchem Gebrauche, konnte La Perouse nicht erfahren. Nirgends erblickte er eine andere Art von Staudengewächsen, als den Papiermaulbeerbaum (Morús papyrifera) und die Mimosa. Von Thieren sah man höchstens ein Paar Hühner. La Perouse schenkte ein Paar Schweine, u. s. w. zum Fortpflanzen her.

Auf ihren Ausflügen bemerkten die Reisenden eine Art Denkmäler, Mausoleen, Büsten, meist neben Begräbnißorten, welche meistens in den ältesten Zeiten verfertiget zu seyn schienen. — Von gottesdienstlicher Verehrung fanden sie nicht die geringste Spur. Was die politische Verfassung der Insulaner betrifft, ließ sich nichts anderes vermuthen, als daß sie zusammen nur ein einziges Volk ausmachen, und daß alle Classen und Stände einander ähnlich geworden sind. Die Wohnungen dieser Insulaner glichen einer umge-

kehrten Pirogge. Man mußte auf Händen und Füssen durch die ganz niedern Thüren in dieselben kriechen.

La Perouse ging eher, als de Langle aus dem Innern des Eilandes zurück, um seinen Unterbefehlshaber Clouard, ebenfalls an das Land gehen zu lassen. Ein Indianer hatte ihn auf seiner Tour von einer Erhöhung herabgeholfen, kaum aber hatte er ihm hülfreiche Hand geleistet, als er ihm den Hut vom Kopfe riß und damit davon lief. Bei seiner Zurückkunft fand er seine zurückgelaßene Wachen ihrer Hüte und Sacktücher beraubt. La Perouse stieg hierauf an Bord, erfuhr aber sogleich, die Insulaner hätten einen abermaligen Diebstahl verübt, und einige ihrer Taucher hätten unterhalb des Wassers einen Anker eines Bootes, welches zum l'Astrolable gehörte, abgeschnitten. La Perouse sendete den Dieben zwei Offiziere und einige Soldaten nach, um den Anker wieder aufzubringen. Diese Mannschaft wurde von den Insulanern mit einem Steinregen begrüßt. Ein Flintenschuß, der in die Luft geschah, blieb ohne gewünschten Erfolg. Man sah sich daher genöthigt, ein Gewehr, das mit Schrot geladen war, abzufeuern. Dieser Schuß mußte einen Insulaner getroffen haben, denn das Steinwerfen hörte auf, die Leute verliefen sich und die Soldaten wurden nicht weiter beunruhiget.

La Perouse (in seinen an die Regierung abge-

gebenen Berichten) hielt die Osterinsulaner in Hinsicht ihres sittlichen Charakters für verdorbene, heuchlerische Menschen, deren Schmeicheleien und Liebkosungen weiter nichts als Verstellung waren, denn nie drückten ihre Gesichtszüge ein wirklich empfundenes Gefühl aus. Um die Charakter-Schilderung dieser Insulaner zu vollenden, glaubte er nur 2 Punkte oder Umstände angeben zu dürfen.

Capitain de Langle schenkte einem Insulaner einen Bock nebst einer Ziege; der Insulaner nahm das Geschenk mit einer Hand, mit der andern aber stahl er dem Capitain das Taschentuch.

Und die Insulaner erlaubten sich offenbare Gewaltthätigkeiten, um Mädchen von 13 — 14 Jahren herbeizuschleppen, sie den Schiffsleuten zum Genuß anzubieten, in der Hoffnung, sich dasjenige zueignen zu können, was diese verdienen würden.

Die französischen Reisenden können nicht angeben, wie die ehelichen Verhältnisse auf dem Eylande sich gestalteten. Da die Männer ihre Weibspersonen den Fremden ohne Scheu und Schaam anzubieten pflegten, so sollte man glauben, daß kein einziger Mann ein eigenes Weib habe.

Abends 6 Uhr waren alle Franzosen endlich an Bord gegangen, und nachdem man die Boote an sich genommen hatte, gab La Perouse das Signal, alles Erforderliche zur Abfahrt in Bereitschaft zu setzen. Gegen Abend des 10. April verließen hierauf

die beiden Fregatten die Cooksbay; verloren aber erst am andern Tage 2 Uhr Nachmittags die Osterinsel aus dem Gesichte, nachdem sie sich 20 Meilen von ihr entfernt hatten.

Zweites Buch.

Die beiden Fregatten schifften theils bei gutem Wetter fort, theils wurden sie von Strömmungen bald nach Westen, bald nach Norden hingetrieben; doch behielten sie ihre Richtung auf die Sandwichinseln. La Perouse fand aber auf dieser Fahrt keine Inseln, welche die Spanier schon längst entdeckt haben wollten und los Majos genannt hatten. Am 28. Mai Morgens erblickte er endlich die Gebirge auf der Insel Owaihi welche mit Schnee bedeckt waren. Gleich darauf fielen ihm auch die auf der Insel Mauwi, Mowi, in das Auge, die nicht so hoch sind, als jene. Obgleich er noch mehrere Segel einsetzen ließ, konnte er doch keinen sichern Port bei der Insel Marokinni oder Morokinni mehr erreichen, wie er Willens war.

Er lavirte die Nacht hindurch. Um 9 Uhr des Morgens umsegelte er die westliche Spitze von Mauwi und zwar 15 Grade nördlich. In Westen, 22 Grade nördlich, nahm er ein kleines Eyland wahr, das von den Engländern nicht bemerkt und auf ihrer Charte nicht zu finden ist. Ueberhaupt ist dieselbe in diesem Theile sehr fehlerhaft, so wie hingegen den

nach ihren Beobachtungen verfertigten Plänen und Rissen alles mögliche Lob gebühret. So schrieb La Perouse. Es wäre zu wünschen, La Perouse hätte die von ihm wahrscheinlich zuerstgefundenen Inseln näher angezeigt. Auf seiner Karte der Sandwichs-Inseln, wo man doch den Lauf der ihm anvertrauten Escadre, und wo sie ankerte, sehen kann, zeigt sich keine Spur einer Insel, die vor ihm unbekannt gewesen wäre. Es ist daher wahrscheinlich, daß er die kleine Insel Marokinne meint, welche Cook sowohl als Vancouver, wegen geringen Umfanges, bloß angedeutet haben. — Der Anblick von Mauwi war zum Entzücken schön. Die beiden Fregatten schifften in der Entfernung von einer Meile an der dortigen Küste hin. Sie erstreckt sich bis in den Kanal in Südwesten, ein Viertel westlich. Da sahen die Schiffsleute denn, wie das Wasser in Kaskaden von den Gipfeln der Berge herabschoß, und, nachdem es sich zwischen den Niederlassungen der Insulaner, die äußerst zahlreich sind, und dem Auge den Anblick eines einzigen Dorfes von 2 — 3 Meilen Größe darbieten, hindurchgeschlängelt hatte, dem Meere zueilte. Die Baumgruppen auf den vor ihnen liegenden Bergen, das frische Grün, die Bananeebäume neben den Wohnungen gepflanzt — dieß Alles wirkte mit unbeschreiblichem Zauber auf die Seeleute. Leider machte eine ungeheure Brandung den Zugang ihnen unmöglich und der Wind trieb sie eiligst gegen Marokinni hin.

Die Eingebornen suchten inzwischen auf ihren Canot's oder auch schwimmend nur, mit den Schiffen Tauschhandel zu treiben. Endlich konnten die beide Schiffe in der Bay Keriporepo auf der Insel Mauwi dennoch vor Anker gehen.

Aus den benachbarten Dörfern kamen sogleich die Insulaner zu den Schiffen, um den Tauschhandel zu beginnen. Die Sandwichinsulaner gingen einfach und redlich dabei zu Werke, zeigten aber dennoch eine auffallende Gewandheit im Handel. La Perouse war erstaunt, diese Insulaner so artig und ruhig zu sehen.

Am Morgen des andern Tages sendete er die Offiziere de Vaujuas, Boutin und Bernizet ab, einen etwa bessern Ankerplatz in einer nordwestlich liegenden Bay zu suchen, und ging selbst mit mehreren Officieren und Gelehrten und 20 Seesoldaten, welche der Lieutenant Pierrevert kommandirte, an das Land. Es sammelte sich gleich eine Menge Eingeborner. Zwei von ihnen, welche dem Anscheine nach über die andern eine Art von Autorität hatten, kamen gerade auf La Perouse los, sagten mit vieler Gravität eine ziemlich lange Anrede her, wovon aber derselbe kein einziges Wort verstand und machten ihm am Ende derselben ein Schwein zum Geschenk, welches er annahm. Dagegen verehrte La Perouse ihnen Medaillen, Beile und einige andere Eisenwaaren, die für sie einen ganz außerordentlichen Werth zu haben schie-

nen. Die übrigen Insulaner waren jedes Winkes der Europäer gewärtig, um ihre Wünsche zu erfüllen und die Weiber gaben ihnen durch die ausdruckvollsten Geberden zu verstehen, daß sie ihnen in aller und jeder Rücksicht zu Diensten stünden; allein diese Insel-Damen sollen gar nicht sehr verführerisch gewesen seyn und zudem fand sich leider die schreckliche Lustseuche als schon einheimisch vor.

La Perouse gab in seinen Berichten an, daß die Insel aus verwitterter Lava und andern vulkanischen Erzeugnissen bestehe. Die Wohnungen auf derselben, die aus Stroh geflochten waren und abhängige Dächer hatten, fand er gerade so aussehen, wie die Wohnungen der ärmsten Landbewohner seines Vaterlandes. Matten, Kürbisse, die wie lackirt waren und Gefäße abgaben, u. s. w. machten das Hausgeräthe aus.

Um 11 Uhr schiffte La Perouse und die Seinen wieder ein; allein der See- und Landwind zwangen La Perouse schnell die Segel aufzusetzen, und die Richtung zu nehmen, welche der Wind gebot. Er konnte nicht die Punkte der Sandwichsinseln besuchen, die er sich eigens bemerkt hatte. Den ersten Junius war er mit seinen beiden Fregatten über alle diese Eylande hinaus; er war, wie ehedem die Britten, durch den Kanal, welcher die Inseln Woahos und Moroboi von einander scheidet, wieder in die offne See gekommen.

Er richtete, da es der Wind zuließ, seinen Lauf nordwärts. Am 6. Junius, als er sich in der nördlichen Breite von 30 Graden befand, wechselte abermals der Wind, der Horizont nahm eine weißliche, matte Farbe an und Nebel umhüllten die Schiffe. Zudem litt die Mannschaft am Scharbock, gegen den man aber kräftig einzuschreiten suchte. Immer steuerte La Perouse gegen Norden fort, der amerikanischen Küste sich nähernd. Am 23. Junius zertheilte sich der Nebel, plötzlich sah er eine lange Reihe mit Schnee bedeckter Berge vor sich, und unter andern erkannte er den Berg Elias, dessen Gipfel bis über die Wolken emporragte.

Die Ansicht des Landes, welches sonst immer auf Seereisende, besonders nach einer langen und mühseligen Fahrt, den angenehmsten Eindruck macht, erzeugte hier nicht dieselbe Wirkung. Ungerne überschaute das Auge jene Schneemassen, welche ein ödes, von Bäumen gänzlich entblößtes Land überallhin bedeckten. Einige schwarze Punkte schienen La Perouse und den Gleinen Inseln. Eine Landspitze sprang bald mehr in die Augen; man hielt sie als zuverläßig für eine Insel und steuerte hin, einen Hafenplatz zu suchen. Die Seeoffiziere Monti, Vaujuas und Boutin erhielten Befehl, in Booten diese Insel und ihre (scheinbare) Bucht zu besichtigen. Die zurückkehrenden Offiziere meldeten, daß das Land keineswegs eine Insel, daß es Festland sey, daß die See-

Küste bloß eine beträchtliche Vertiefung in der Gestalt eines Halbzi.kels bilde und daß nirgends ein Canal, noch eine Bucht zu finden sey. La Perouse gab diesem entdeckten Erdstriche den Namen Montibay und segelte nach seiner Ausmessung weiter.

La Perouse sah beim Segeln die Küstenländer und erblickte eines Tages an der Küste, die er besichtigen ließ, den sogenannten Behringsstrom. Man schiffte an der Küste hin weiter, suchte aber vergebens mit den Ferngläsern nach Einwohnern an derselben Am 10. Julius Mittags 12 Uhr umschiffte man das Vorgebirg oder Cap Schönwetter (Fair Weasther), bemerkte um 2Uhr gar nicht weit gegen Osten hin von Cap Schönwetter entfernt eine Vertiefung oder eine schöne Bucht, und nahm die Richtung dahin. Mehrere Offiziere gingen in Booten sogleich ab, um dieselbe zu besichtigen. Von Bord aus konnte man endlich selbst ganz deutlich einen großen Felsendamm wahrnehmen und jenseits desselben eine ganz ruhige Wasserfläche. Dieser Wasserdamm erstreckte sich von Osten gegen Westen, war 3 — 400 Klafter lang, endigte sich ungefähr in der Länge zweier Kabeltaue von der äußersten Landspitze und hatte in der Mitte eine ziemlich geräumige Durchfahrt. Sonach bildete die Natur an dem äußersten Ende von Amerika einen Seehafen, der mit dem von Toulon eine auffallende Aehnlichkeit hatte; nur zeichnete sie sich hier einen ausgedehnteren Plan vor, arbeitete mehr

in das Große und gab diesem bisher unbekannten Hafen eine Vertiefung von 3 — 4 Meilen. — Auf den guten Bericht der Offiziere fuhr La Perouse in die Bucht ein, und nahm, nach einigem laviren und sondiren, die Ankerung vor; leicht hätten aber dennoch seine beide Schiffe in diesem unbekannten Fahrwasser verunglücken können und es drohte ihnen wirklich.

Dieser Seehafen, welchen noch kein Seefahrer entdeckt hatte, und der von dem Nootka und Wiliams-Sunde etwa 224 Meilen entfernt ist, wurde von La Perouse „Port de francois" Franzosenhafen genannt. Nach La Perouse's Angabe liegt dieser Hafen unter dem 58° 39′ nördl. Breite und dem 139° 50′ westl. Länge.

Die Eingebornen kamen sogleich herbey und begannen den Tauschhandel. Eisen hatte unter allen Sachen den meisten Werth für sie. Aber sie waren auch arge Diebe. Ja sie krochen einmal in ein Zelt und nahmen eine mit Silber beschlagene Flinte und die Kleidungsstücke der Offiziere Lauriston und Darbaud, welche noch überdieß die Vorsicht gebraucht hatten, dieselben unter ihre Kopfkissen zu legen, weg, ohne daß es 12 Mann Wache und die beiden Offiziere selbst merkten.

Die Eingebornen sind rauhe, wilde Leute, nur habsüchtig, gleichgültig gegen ihre Kinder, wahre Tyrannen gegen ihre Weiber, denen sie die härtesten Arbeiten auflegen; sie selbst fischen oder jagen und

vertreiben sich die übrige Zeit mit Spielen, welchen sie ebenso leidenschaftlich ergeben sind, als manche Groß- und Kleinstädter.

Die Männer durchbohren sich den Knorpel in der Nase und in den Ohren und hängen verschiedene kleine Zierrathen hinein; sie machen sich auch Narben auf Brust und Arme. Ihre Zähne sind bis an das Zahnfleisch abgefeilt und sie brauchen zu dieser Operation einen abgerundeten Sandstein, der die Gestalt einer Zunge hat. Das Gesicht und den Körper bemalen sie sich auf eine fürchterliche Art mit Ocher, Ruß und Bleierz, mit dem Thran des Seewolfes vermischt. Wenn sie in vollem Putze erscheinen, hängen ihre Haare lang herab, gepudert und mit den Pflaumfedern der Seevögel durchflochten. Sie hängen bloß ein Fell um die Schultern und gehen nackt; jedoch einige hatten ganze Gewänder von Seeotter-Fellen und einer ihrer Oberhäupter trug ein Gewand von gegerbter Elentshaut, mit Fransen von Dammhirschhufen und Vogelschnäbeln geschmückt, welche beim Tanze ein lautes Geklapper machten. Den Kopf bedecken sie gewöhnlich mit einem künstlich geflochtenen Strohhute; zuweilen schmücken sie sich auch mit Adlerfedern, setzen Mützen mit 2 Hörnern oder einen ganzen Bärenkopf auf, in dem sie ein hölzernes Käppchen befestiget haben.

Tätowirte Figuren sah La Perouse nur auf den Armen einiger Frauen. Aber diese haben einen andern Gebrauch, welcher sie auf eine scheußliche Art

entstellt. Bei allen ohne Ausnahme ist die Unterlippe in der ganze Länge des Mundes bis an das Zahnfleisch gespalten; in diese Spalte befestigen sie eine Art runder hölzerner Schalen, auf welcher die Lippe, wie eine Wulst ruht, so daß der untere Theil des Mundes 2 — 3 Zoll breit hervorsteht.

Die jungen Mädchen haben bloß eine Nadel in der Unterlippe und nur die verheiratheten Frauen haben das Recht, die Schale darin zu tragen. Die Franzosen beredeten sie zuweilen diesen Schmuck abzulegen, aber sie ließen sich nur mit Mühe dazu bewegen und waren ebenso verlegen, als eine Europäerin bei Entblößung ihres Busens seyn würde. Die Unterlippe fiel alsdann auf das Kinn herab und ihre Schönheit gewann nichts durch diese Veränderung.

Die Insulaner sind uns im Wuchse ziemlich gleich, ihre Gesichtszüge sind sehr mannigfaltig, haben aber nichts besonderes Ausgezeichnetes, außer in dem Ausdruck ihrer Augen, der unsanft ist. Den Männern wächst der Bart, wenn auch eben nicht so stark, wie der Bart der Europäer. Die Kinder werden ebenso weiß geboren, wie die der Franzosen, nur wegen ihrer Bemalung und dem Ausgesetztseyn der Luft haben die Aeltern eine braune, schmutzige Farbe *). Einige dieser mit

---

*) Dixon erzählt uns: „Durch Geschenke und Bitten bewogen wir eine Frau, sich Gesicht und Hände abzuwaschen. Wie erstaunten wir

Schmutz und Ocher bedeckten, mit ihren ungegerbten, oft stinkenden Fellen umhängten Weibspersonen erregten dennoch die Begierde einiger gemeinen Bursche. Die Frauen machten anfangs einige Schwierigkeiten und gaben zu verstehen, daß ihr Leben dabei in Gefahr wäre; wenn sie aber durch Geschenke überwunden waren, wollten sie die Sonne zum Zeugen haben und weigerten sich die Schatten der Wälder aufzusuchen. „Jenes Gestirn ist ohne Zweifel die Gottheit dieser Völker — schrieb La Perouse — und sie richten oft ihre Gebete an dasselbe, aber ich habe weder Tempel, Priester, noch andere Spuren einer gottesdienstlichen Verehrung wahrgenommen."

Das Schnarren, der große Gebrauch des K und die doppelten Konsonanten machen diese Sprache sehr hart. Beim Singen verliert ihre Sprache etwas von ihrer Rauhheit.

Die Amerikaner von Port de Francois verstehen Eisen zu schmieden, Kupfer zu verarbeiten, die Haare verschiedener Thiere zu spinnen, Körbe und

---

nachher. Ihre Gesichtsfarbe war ebenso frisch und blühend, wie bei unsern hübschen englischen Milchmädchen und die schöne Röthe ihrer Backen erhöhte die Weiße des Halses und gab ihr ein reizendes Ansehen. Ihre Augen waren schwarz und äußerst lebhaft, ihre Augenbraunen schön gewölbt, auf ihrer Stirne konnte man den Lauf der blauen Adern verfolgen. S.

Hüte zu flechten, u. s. w. Ihre Kanots machen sie sehr gut und überziehen sie mit Dachsfell. Ihre Wohnungen sind stinkende Hütten, indem kein natürliches Bedürfniß sie 2 Schritte davon wegführt. Ihre Waffen sind Dolche, Lanzen, Bogen und Pfeile. Vom Ackerbau wissen sie leider nichts.

Das Land ist rauh und Eisberge umgeben den Port. Bären, Marder, Luchse, rothe Füchse, Wölfe u. s. w giebt es in den Wäldern, so wie die weißköpfigen Adler, Eisvögel, Heher, Schwalben, Meerelster, Haselhühner, Amseln, Nachtigallen, Grasmücken, Raben u. s. w. In der See sieht und fängt man die Möwe, rothfüßige Seetaube, Seerabe, Enten, Taucher, Seelöwen, Seebären, Seeottern, Lachse, Forellen, Heilbutten, Caplane, u. s. w. Unter den Conchilien findet man die Jakobsmuschel, den königlichen Mantel, die Tritonshörner. Die Pflanzen sind auch in Europa einheimisch; man findet Sellerie, Sauerampfer, Schaafgarbe, türkische Wicken, Angelika, Veilchen, u. s. w. auch Schierlingspflanzen. In den Wäldern sieht man Buchen, Tannen, Balsam-Pappel, Erdbeer-, Himbeer-, Stachelbeer-Sträuche u. s. w. Die Hunde sind die einzigen Hausthiere; sie sind klein, aber sehr wild.

La Perouse ließ seine Mannschaft Holz und Wasser einnehmen; Beobachtungen und Ausrechnungen des Landes durch seine Gelehrten und Offiziere vornehmen; die wissenschaftlichen Observatorien auf-

richten; zugleich aber auch mehr Kanonen aus dem Schiffraume heraufbringen, um besser gerüstet zu seyn, wenn man in die chinesischen Gewässer käme, wo es Corsaren gab.

Ehe aber die Expedition Port de Francois verließ, traf sie ein Unglück, das alle Gemüther tief erschütterte.

Am 13. Julius Morgens 5 Uhr hatte La Perouse drei Boote in der Absicht ausgesendet, die Tiefe der Bay zu untersuchen, um sie dem Plane, welchen man von derselben entworfen hatte, beizufügen. Diese Boote wurden von dem Schiffslieutenant und Ludwigsritter Escures befehligt. La Perouse hatte demselben eine schriftliche Ordre seines Verhaltens zugestellt, worin es ihm ausdrücklich verboten war, sich der Strömung zu nähern; allein der Offizier überließ sich seinem Leichtsinne und wurde von den Wellen mit seinem Boote ergriffen. Die Gebrüder la Borde und der Offizier Flassan bedachten sich keinen Augenblick, mit ihrem Boote zu Hülfe zu eilen, wurden aber auch von der Strömung ergriffen und beide Boote gingen zu Grunde. Das dritte Boot unter den Offizieren Boutin und Laprise Mouton rettete sich noch glücklich, obgleich es versucht hatte, die Freunde zu retten und mehrere Stunden gegen die Wellen gekämpft hatte.

Auf diese unglückselige Art büßten durch Schiffbruch die Offiziere Escures, Pierrevert, Mou-

tarnal, La Borde-Marchainville, La Borde-Bouttervilliers und Flassan, der Ober-Bootsmann Le Maitre, die Corporale und Schiffer Lieutol und Soulas, 10 Seesoldaten und drei Matrosen ihr Leben ein. Denn alle Versuche der Rettung waren vergebens. La Perouse versank in einen Kummer, der sich mit Worten nicht beschreiben läßt.

Jetzt hatte er nun nichts dringenderes zu thun, als sich so geschwind, als möglich aus einer Gegend zu entfernen, wo er einen so schmerzlichen Verlust erlitten hatte. Ehe er abreiste, ließ er den verunglückten Freunden, auf einem in der Bay liegenden Eylande, welches er die Insel des Grabmals (Isle du Cénotaphe) nannte, ein kleines Denkmal errichten. Lamanon verfertigte eine kleine Geschichte des Unglücksfalles, legte sie in eine gläserne Flasche und vergrub sie am Fußgestelle des besagten Denkmales.

Den 30. Julius Nachmittags gegen 4 Uhr ging er endlich unter Segel, denn er mußte eilen, den Bestimmungen seiner Ordre nachzukommen, welche ihn anwieß, zu Ende des Januars in Manilla und im Laufe des Februars 1787 in China anzulangen, und den folgenden Sommer zur Untersuchung der Küsten der Tatarei, von Japan, Kamtschaka bis zu den Aleutischen Inseln zu verwenden.

Der Anfang der neuen Schiffahrt entsprach der Ungeduld La Perouses nicht. In den ersten 48

Stunden machte er nur 6 Seemeilen. Der Wind setzte häufig um, der Himmel war trübe und die Luft nebelig. In einer Entfernung von 3 — 4 Meilen hatte er das niedrige Land immer im Gesicht; die hohen Berge aber sah er von Zeit zu Zeit; doch war dieß hinlänglich, um die Beobachtungen mit einander zu verbinden und die Lage der Küste genau zu bestimmen. Er wünschte, die Winde hätten ihm erlaubt eine Uebersicht dieser Küste bis Cap Enganno oder Edgecumbe zu nehmen, weil Capitain Cook an ihr nur in einer großen Entfernung vorbeigesegelt war; doch waren desselben (Cook's) Beobachtungen sehr genau und seine (La Perouse's) Eile erlaubte ihm nicht, Untersuchungen anzustellen, die der Gegenstand einer besondern Expedition seyn mußten. Sein sehnlichster Wunsch war, den 55. Grad zu erreichen und die Küste dort bis Nutka, wovon Capitain Cook 50 — 60 Meilen entfernt geblieben war, etwas sorgfältiger erforschen zu können.

Da der fortdauernde Nebel sich etwas zertheilt hatte, erkannte er unter 47° 45′ nördl. Breite, den Eingang von Croß-Sund. Bei diesem Sund endigen sich die hohen, mit Schnee bedeckten Berge, deren Gipfel 13 — 1400 Klafter hoch sind. Die Anhöhen, welche südöstlich von Cros-Sund liegen, waren zwar auch 8 — 900 Klafter hoch, aber dennoch bis oben mit Bäumen bedeckt und die Kette der

uralten Berge schien tief sich in das Innere von Amerika zu ziehen.

Mit Anbruch des Tages umsegelte La Perouse ein Vorgebirg gegen Süden vom Eingange von Croß-Sund, welches er Cap Croß nannte. Vor den beiden Fregatten lag eine Anzahl kleiner, niedriger, waldiger Inseln, denen La Perouse sich näherte und zwischen ihnen mehrere zum Ankern bequeme Durchfahrten erkannte. Diesem Theil von Amerika hat Cook den Namen der Insel-Bay gegeben.

Der 6. war ziemlich heiter und um 7 Uhr Abends sah La Perouse das Vorgebirg Enganno gegen Osten. Von Croß-Sund bis zu diesem Cap würde man in einer Weite von 25 Meilen mehr als 20 verschiedene Hafen finden und 3 Monate würden kaum zureichen, um dieses Labyrinth zu entwickeln.

Das Land um das Cap Enganno ist ein niedriges, mit Bäumen bewachsenes Land, welches weit in das Meer läuft. Unter den Bergen, die nur wenig mit Schnee bedeckt waren, ragte der Sankt Hyacinth hervor, der die Gestalt eines abgeschnittenen, an der Spitze abgerundeten Kegels hat. Oestlich von diesem Berge sah man eine große Bay*).

---

*) Das Cap Enganno und der Berg Hyacinth, von spanischen Entdeckern so genannt, nannte Cook Cap Edgecumbe und Berg Edgecumbe. S.

Längs der Küste, in einer Weite von 10 Meilen in Norden und Süden von Cap Enganno ist das Meer mit Inseln bedeckt. Um 6 Uhr Abends umsegelte La Perouse ein Cap, welches weit gegen Westen in das Meer lief und mit dem Cap Enganno die südliche Breite der großen Bay bildet, in welcher die Inseln liegen. Zwischen diesem neuen Cap, welches er zu Ehren eines braven russischen Seefahrers Tschirikow-Cap nannte, sah er 2 Buchten, die von einer beträchtlichen Tiefe zu seyn schienen, und welche er Port Necker und Port Geibert nannte. Hinter dem Cap liegt eine Bay, welche er auch Tschirikow-Bay nannte. Um 7 Uhr Abends entdeckte er eine Gruppe von 5 kleinen Inseln, von dem festen Lande durch einen 4 — 5 Seemeilen breiten Kanal getrennt, die er de la Croyere-Inseln nannte.

Den 8. wurde er mehrere Eylande von beträchtlicher Größe gewahr, die sich ihm auf verschiedenen Flächen zeigten und das feste Land war so weit entfernt, daß er es nicht mehr sah. Dieser neue Archipelagus, welcher von dem ersten sehr verschieden ist, fängt eine Meile von dem Cap Tschirikow an, an, und erstreckt sich wahrscheinlich bis zum Cap Hector. Am 9. erkannte er 7 Uhr Morgens die Insel St. Carlos, deren äußerste unter 54° 48′ nördl. Breite und 136° 19′ westl. Länge liegt. Ein dichter Nebel verhinderte die Aussicht. Dieser Nebel hielt

mehrere Tage an. Am 18. Mittags aber entdeckte La Perouse bei heiterem Wetter eine Bay, die sehr in das Land hineinging, welche unter dem 52° 39′ nördl. Breite und 134° 49′ westl. Länge liegt und welche er Bay de la Touche nannte, und bald darauf eine andere Bay, die aber nicht so geräumig war, als die erst benannte.

Am 19. gegen Abend entdeckte er ein Cap, mit welchem sich die Küste von Amerika zu enden schien, und welches er Cap Hector nannte. Der Horizont war sehr heiter und er sah jenseits dieses Kap nur 4 — 6 kleine Inseln, denen er den Namen Kerouarti-Inseln beilegte. Das Cap Hector liegt unter 51° 57′ 20″ nördl. Breite und dem 133° 37′ westl. Länge.

Am 20. Morgens sah La Perouse deutlich, daß die Küste, die er in einer Weite von 200 Seemeilen befahren hatte, sich endigte und wahrscheinlicherweise die Oeffnung eines Meerbusens oder sehr breiten Canals bildete, indem er noch bei sehr heiterm Wetter kein Land gegen Osten sah. Da er gegen Norden steuerte, sah er die andere Seite der Bay de la Touche, deren äußersten Spitze er den Namen Cap Buache gab und mehr als 20 Meilen von der östlichen Küste, welche er in den vorhergehenden Tagen befahren hatte. La Perouse faßte die Meinung, daß sich hier ein Meerbusen von 6 — 7 Graden nach Norden zu befände, u. s. w.; allein die späte Jahres-

zeit, die beständigen Nebel, die kurzen Tage, die festgestellte Zeit zur Ankunft in China u. s. w. nöthigten ihn, diese Untersuchung aufzugeben, welcher er wegen der Vorsicht, die diese Art der Schifffahrt erfordert, wenigstens 6 Wochen hätte aufopfern müßen.

Am 24. sah er das Cap Fleurieu in einer Entfernung von 18 Meilen gegen Nordwest liegen und das feste Land erstreckte sich bis gegen Osten. Er steuerte nach dieser Gegend, um sich derselben zu nähern und entdeckte in Süd-Süd-Ost ein Vorgebirge, worauf er seinen Lauf änderte, um nicht, wenn er mit vollem Winde nach Osten segelte, zu tief in einen Meerbusen zu gerathen, aus welchem er nicht ohne Mühe wieder zurückgekehrt wäre. Er erkannte, daß das Land, welches in Süd-Süd-Ost lag, aus mehreren Inselgruppen, welche sich fast ganz nackt längs dem festen Lande hinzogen, bestand und nannte diese verschiedenen Gruppen Sartini-Inseln. Eines dieser Eylande, welches am meisten gegen Westen liegt, befindet sich unterm 50° 56′ nördl. Breite und 13° 38′ westl. Länge.

Am 25. fuhr La Perouse fort, nach Osten zu zusteuern, um den Hafen von Nutka vor Nacht zu erreichen; aber ein dichter Nebel, welcher gegen 5 Uhr Abends entstand, verbarg ihm das Land und er richtete nun seinen Lauf nach dem Vorgebirge der Brandungen, um einen Theil der Küste von etwa 30 Meilen zwischen dem Cap Flattey und dem Vor-

gebirge der Brandungen zu untersuchen, welche Cook nicht kennen zu lernen, Gelegenheit hatte. Am 28. klärte es sich ein wenig auf, und La Perouse erkannte das Vorgebirge der Brandungen, welches gegen Norden vor ihm lag.

Das Wetter ward wieder trübe, aber er näherte sich dem Lande in der Hoffnung, daß es sich gegen die Nacht aufklären würde. Er warf das Senkblei und fand mit 70 Faden einen sandigen Grund und gleich darauf einen Kieselgrund mit 40 Faden. Eine Meile weiter kam er mit 75 Faden auf einen schlammigen Grund. Es war deutlich, daß er über eine Sandbank gesegelt war, aber es läßt sich nicht erklären, wie ein Berg v n abgerundeten Kieselsteinen 150 Fuß hoch und eine Meile im Umfange, auf eine Sandfläche 8 Seemeilen von der Küste gekommen war. Man weiß, daß Kieselsteine nur durch beständiges Reiben eine runde Gestalt erhalten; diese Zusammenhäufung setzt also im Grunde des Meeres ebenso starke Strömmungen voraus, als in keinem Flusse.

Nach den Beobachtungen, welche man eben angestellt hatte, befand man sich unterm 47° 37′ nördl. Breite und 128° 21′ 42″ westl. Länge.

Den 1. September erkannte La Perouse ein Vorgebirge, welches gegen Nord-Nord-Ost in einer Entfernung von 10 Seemeilen gerade unter dem 48 Grade nördl. Breite lag. Er näherte sich dem

Lande, welches sich gegen Osten ausdehnte, aber der Nebel verhüllte ihm die Gestalt desselben.

Er fuhr Nachts fort, längs der Küste zu segeln, indem er das Vorgebirge gegen Süden liegen ließ. Am Tage wurde Windstille, und zudem warfen Strömungen das Schiff hin und her. Auch die Nacht blieb so. Das war eine ängstliche Zeit. Gegen 3 Uhr Morgens erhob sich ein frischer Wind, welcher die Schiffe trieb.

Am 5. um 2 Uhr unterm 42° 58′ 56″ nördlicher Breite und 129° 5′ 20″ westl. Länge entdeckte La Perouse 9 kleine Inseln oder Felsen, ohngefähr eine Seemeile von dem Cap Blanc entfernt. Er nannte sie Neckers-Inseln. Der Nebel hinderte ihm die Untersuchung. Am 7. war er unterm 40° 48′ 30″ nördl. Breite und 126° 59′ 45″ westl. Länge. Er näherte sich dem Lande, welches noch nie untersucht worden war, und auf welchem man einen Vulkan auf dem Gipfel eines Berges sah, welcher eine sehr starke Flamme ausstieß, doch verhüllte der Nebel dieses Schauspiel bald wieder und zwang ihn weiter in die See zu gehen.

Von 7 — 12 waren beständig Nebel, starker Wind und schlechtes Wetter, welches ihn hinderte, dem Lande nahe zu kommen und es zu besichtigen. Am 13. sah er das Land in Nebel gehüllt, ihm sehr nahe. Er näherte sich demselben auf eine Meile und konnte die Brandungen sehr deutlich sehen. Er hatte mit 26 Fa-

den Grund und er war gewiß, in der Bay von Monterey zu seyn, aber der Nebel verhinderte ihn die spanische Niederlassung zu erkennen. Den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags sah er mit den Seinen endlich das Fort Monterey, und einige Schiffe auf der Rhede. Der Kommandant dieser Schiffe, Don Estevan Martinez, der durch den Vizekönig von Mexiko Nachricht von der wahrscheinlichen Ankunft dieser französischen Expedition in dieser Bay erhalten hatte, schickte den beyden Fregatten Nachts Lootsen an Bord.

Diese beiden Schiffe La Perouse's ankerten des Morgens am 14. September auf der südlichen Rhede, begrüßt durch die Kanonen der spanischen Schiffe und des Forts, welches man erwiederte. Sowohl der Kommandant von Monterey Pagès, als der Befehlshaber der Flotille, Martinez nahmen die Ankömmlinge äußerst artig auf und beeiferten sich, sie mit allen Bedürfnissen zu versehen. Pages bot seine eigene Wohnung zum Dienste der Franzosen an.

Die Bay von Monterey hat eine Oeffnung von 8 und eine Tiefe von 6 Meilen, die östlichen Ufer sind flach und sandigt, die nördlichen und südlichen aber hoch und mit Bäumen bewachsen. Sie macht einen Theil von Californien aus.

Der Obristlieutenant Pagès hielt mit 280 Rei-

tern die in 5 kleinen Fortereſſen ſtanden, eine Provinz von wenigſtens 50,000 Wilden in Ordnung.

Allein dieſe Wilden zeigten nicht den Freiheitsgeiſt, den La Perouſe bei den nördlichen fand. Dieſe Eingebornen um Monterey, Loretto u. ſ. w. fand La Perouſe größtentheils klein und ſchwach. Ihre Geſichtsfarbe iſt ſchwärzlich, ſie haben aber ſtarke und lange Haare, welche 5 Zoll von der Haut abgeſchnitten werden. Sie tragen meiſtens einen Mantel von Seeotterfellen, der bis auf die Lenden herabfällt, der übrige Theil des Körpers iſt bloß. Die Kleidung der Weiber iſt ein Mantel von ſchlechtgegerbter Hirſchhaut oder ein Leibchen und Rock von Hirſchhaut. Zehntauſend dieſer Eingebornen fand La Perouſe bereits durch die Miſſionnäre zu Chriſten gemacht.

Dieſe Miſſionnäre waren Franziskaner, welche in verſchiedenen Miſſionen, die eigene Namen führten, getheilt waren. Sie luden La Perouſe in ihre Anſtalten ein und er beſuchte ſie.

Die Neubekehrten arbeiten des Tages 7 Stunden, 2 Stunden ſind zum Gebet beſtimmt, den Sonntag aber und andere Feſttage können ſie von ihrer Arbeit ruhen, müſſen aber 5 Stunden beim Gottesdienſt in der Kirche zugegen ſeyn. Die chriſtlichen Eingebornen werden durch die Glocke zur Arbeit, zum Gebet, zur Mahlzeit ꝛc. gerufen und ein Miſſionnär führt ſie zur Arbeit, in die Kirche, zum Gebet. — Wer die Andachtsübungen verſäumt, leidet körperliche Strafen;

auch für andere Sünden, bei welchen die Gesetze in Europa schweigen, müssen sie mit Fesseln oder dem Stock büßen. Sobald ein Indianer die Taufe erhalten hat, ist es eben so viel, als ob er ein ewiges Gelübde abgelegt hätte. Entweicht er zu seinen Verwandten, den unbekehrten Wilden wieder, so wird er dreimal vorgeladen und kehrt er nicht wieder in die Mission zurück, so entreißen ihn die Soldaten aus dem Schooße der Seinen selbst und er erhält bei seiner Rückkehr eine bestimmte Anzahl Hiebe.

Die Wohnungen oder Kabaunen der Eingebornen sind nur elende Hütten. Sie sind ganz rund, 4 Fuß hoch und halten 6 Fuß im Durchschnitt. Das ganze Holzwerk besteht aus einigen armdicken Stangen, die oben zusammengefügt, eine Art von Gewölbe bilden. Acht bis zehn Bünde Stroh unordentlich auf diese Stangen geworfen, schützen den Einwohner gegen Regen und Wind und weit über die Hälfte der Hütte steht bei guter Witterung ohne alle Bedeckung oder Bekleidung.

Den größten Theil ihrer müßigen Zeit bringen die Eingebornen mit Spielen zu.

Die unbekehrten Eingebornen führen öfters Krieg mit einander. Aber die Furcht vor den Spaniern hielt sie ab, die Missionnäre anzugreifen.

Die Waffen derselben sind Bogen, Pfeile, welche sehr künstlich geschnitzt sind. Die Eingebornen ziehen den Erschlagenen die Haut des Körpers ab und heben

die Augen, die sie vor der Fäulniß zu bewahren wissen, zum Zeichen ihres Sieges auf. La Perouse „schreibt ferner: „Sie sollen weder ihre Gefangenen, „noch ihre im Kriege erschlagenen Feinde, verzehren; „wenn sie aber Oberhäupter oder Männer von ausgezeichneter Tapferkeit in der Schlacht getödtet haben, so essen sie einige Bissen von ihrem Fleische, „nicht sowohl aus Haß und Rache (oder Lust), als „in der Ueberzeugung, diese Nahrung würde ihren „eigenen Muth erhöhen.“ Die Eingebornen verbrennen die Todten und setzen derselben Asche in den öffentlichen Begräbnißplätzen ein.

Inzwischen war Holz, Wasser und Lebensbedarf schnelle an Bord der beiden Fregatten gebracht. La Perouse beschenkte die, welche ihm Freundschaftsdienste erzeigt hatten und die Missionen, schiffte seine Mannschaft ein und stach am 24sten frühe wieder in die See.

Drittes Buch.

Da der Theil des großen Weltmeeres, auf welchem La Perouse nach Macao schiffen wollte, beinahe unbekannt ist, so konnte er hoffen, einige neue Inseln dort zu entdecken, denn die Spanier, welche ihn allein befahren, haben schon lange den eifrigen Entdeckungsgeist verloren, der von der Habsucht ange-

facht, allen Gefahren trozte. Bloß auf ihre Sicherheit bedacht, weichen die spanischen Schiffe und Kauffahrer auf ihrer Fahrt von Acapulco nach Manilla nicht von jenem 20 Meilen breiten Strich ab, zwischen dem 13° und 14° der Breite. Eine lange Erfahrung hat sie überzeugt, daß sie hier weder verborgene Klippen noch Untiefen zu fürchten haben; sie schiffen also des Nachts mit eben so wenig Vorsicht, als auf den europäischen Gewässern, verkürzen die Fahrt und befördern das Interesse ihrer Rheder.

Da aber neue Entdeckungen und neue Bahnen der Schiffahrt in den weniger bekannten Meeren der eigentliche Zweck der Reise La Perouse's war, so vermied er die oben benannte Schiffbahn, richtete seinen Lauf nach Südwesten bis zum 18° der Breite, um einige Inseln, welche man auf einigen Karten fand, in diesen Regionen aufzufinden und, wenn möglich, genauer zu bestimmen.

War anfänglich die Fahrt angenehm, so mußte seit dem 18. October La Perouse mit üblem Winde, mit anhaltendem Regen und beständigen Stürmen eine Weile kämpfen. Den 28. October erreichte er die bestimmte Mittagslinie. Er fand aber das Eyland Nostra Sennora de la Gorta, das einige Karten angaben, keineswegs, obgleich er nach allen ihren möglichen Punkten ihrer Lage gesteuert war. La Perouse suchte dem Wendekreise sich zu nähern, um den Pas-

satwind zu erreichen, der ihn nach Asien führen sollte.

Den 3. November, unter dem 24° 4′ nördl. Br. und 125° 2′ westl. Länge waren die beiden Fregatten von allerlei Vögeln umgeben von dem Geschlechte der Tölpel, der Fregatten und Meerschwalben, welche sich gewöhnlich nicht weit vom Lande entfernen, und am 4ten des Abends entdeckte La Perouse eine neue Insel, welche er am Morgen, mit Ungeduld die Nacht durch lavirend, besichtigte.

Diese kleine Insel, welche unter dem 23° 34′ nördl. Breite und 166° 52′ westl. Länge liegt, ist eigentlich nur ein Felsen, 500 Klafter lang und 60 hock, auf welchem man keinen einzigen Baum sieht, aber viel Gras gegen den Gipfel zu; der kahle Fels ist ganz weiß von dem Auswurfe der Seevögel. Das Meer brach sich überall mit Macht an den steilen Ufern, die wie eine Mauer sich emporhoben und eine Landung verhinderten. La Perouse nannte dieses Eyland Necker-Insel; er ließ sie abzeichnen und die Küste sondiren. Aus dem Resultate des Letztern zog La Perouse den Schluß, daß die Insel Necker nur der Kern einer weit beträchtlichern Insel sey, deren lockern und leicht auflösbaren Boden das Meer allmählig weggespült und nur den harten Felsen zurückgelassen habe.

Nach dieser neuen Entdeckung steuerte er bei Ostwind nach Westen. Es wurde einmal eine schöne Nacht

und das Meer stille. Aber eben diese Ruhe des Meeres brachte die beiden Fregatten in die größte Gefahr. Ohngefähr um halb 2 Uhr des Morgens wurde La Perouse gerade vor sich, ohngefähr 2 Kabeltaue weit, plötzlich eine Brandung gewahr, die wenig auffiel, weil die See, der großen Stille wegen, sich nur wenig an derselben brach. Augenblicklich ließ er seine beiden Fregatten links und entkam so einer Gefahr, die nicht größer seyn konnte; denn während der Wendung mochte z. B. die Boussolonge keine Kabeltaulänge von der Brandung entfernt gewesen seyn. Diese Klippenreihe nannte er die Untiefe der französischen Fregatten. Sie liegt unter dem 23° 45′ nördl. Breite und 168° 10′ westl. Länge.

La Perouse richtete nun seine Fahrt nach West-Süd-West, denn, da er bemerkte, daß alle Wolken sich unter diesem Windstrich zu sammeln schienen, so hoffte er endlich ein etwas beträchtliches Land zu entdecken. Er glaubte, die Insel Necker und die Untiefe der französischen Fregatten möchten vielleicht der Anfang eines bewohnten oder wenigstens bewohnbaren Archipelagus seyn, aber seine Muthmaßungen gingen nicht in Wirklichkeit über, die Vögel verschwanden bald und mit ihnen seine Hoffnung, Land anzutreffen.

La Perouse durchschnitt am 16. November den 179° östlicher Länge und hatte bei seiner Weiterfahrt

in die Richtung der von Magelhaens *) entdeckten Ladronen oder Mariannen, mit den veränderlichsten Winden zu kämpfen. Am 14. Dezember, um 2 Uhr Nachmittags, wurde er diese letztgenannten Inseln gewahr. Er ging bei der Insel Assumption vor Anker **).

Die lebhafteste Einbildungskraft kann sich kaum etwas schrecklicheres vorstellen als diese Insel. Nach einer so langen Fahrt von gewiß 800 Seemeilen würde beinahe jedes Land Reize für die Seefahrer gehabt haben, aber ein vollkommner Kegel, der bis auf 40 Klafter über dem Meere, ganz schwarz aussah, war ein trauriger Anblick und ließ fürchten, die gewünschten Schildkröten, Cocosnüsse ꝛc. nicht zu spenden.

Die Schiffsoffiziere und Gelehrten Langle, Bou-

---

*) Siehe Magellan's oder Magelhaens Reise um die Welt im ersten Bändchen der Reisen um die Welt.

S.

**) Unter den Ladronen oder Mariannen sind Guam und Tinian die berühmtesten. Der geneigte Leser kennt sie z. B. aus Cowley's oder Anson's Reisen um die Welt. Den Namen Ladronen erhielten diese Inseln von Magelhaens, weil er seine Bewohner als fertige Diebe fand; Mariannen nannten sie aber die Spanier nach einer ihrer Königinnen, Maria Anna.

S.

rin, La Martiniere, Vaujuas, Receveur und Pievost gingen in 2 Booten mit Mühe an das Land. Sie fanden das Eyland nur als ein Lava-Gebilde. Die Erndte von Cocosnüssen und naturhistorischen Gegenständen war nur gering, und nachdem La Perouse die Lage dieser Insel genauer bestimmt hatte, segelte er gleich wieder ab.

Auf der Karte der Jesuiten ist Assumption 30 Minuten zu weit nach Norden angegeben; die wahre Länge der Insel ist 190° 45′ nördl. Breite und 143° 15′ östl. Länge.

La Perouse segelte nach Westen fort. Er hätte gewünscht, die Lage der Insel Uracas genauer zu bestimmen, aber er durfte keine Zeit verlieren, um China zu erreichen und die europäischen Schiffe nicht zu verfehlen, denen er den Bericht von seinen Bemühungen längs der Küste von Amerika und die Beschreibung seiner Reise bis Macao anvertrauen wollte.

In dem Canal zwischen den Ladronen (oder Mariannen) und Philippinen hatte La Perouse starken Wind; das Meer ging hoch und die Strömungen trieben ihn immer südwärts. Zum erstenmale seit seiner Abreise von Frankreich wurde die Fregatte, worauf er fuhr, ein wenig leck, welches die Calfaterer dem verdorbnen Werg in den Näthen unter dem Wasser zuschrieben. Dem Uebel sollte und wurde auch zu Macao abgeholfen. Am 28. sah man die Bashee oder Basheer Inseln, die Dampier nach einem

berauschenden Getränke, welches er daselbst fand, also benannt hat. Am 2. Januar 1787 erblickte man den la Pierre blanche oder den weißen Stein und ging des Abends im Norden der Insel Ling-Ting vor Anker; den andern Tag kamen die beiden Fregatten auf der Rhede von Macao an, nachdem sie chinesische Lootsen durch einen wenig besuchten, aber sehr schönen Canal geführt hatten.

Die Chinesen, welche die beiden Fregatten bis Macao gelootset hatten, weigerten sich, dieselben nach dem Ankerplatz von Typa zu führen und waren sehr eilig, mit ihren Fahrzeugen sich zu entfernen. La Perouse erfuhr nachher, daß die Furcht, ihren Lohn mit dem chinesischen Gouverneur (Mandarin) von Macao theilen zu müssen, die Ursache dieser Eile gewesen war. Diese Erpressungen wurden gewöhnlich mit einer Tracht Stockschläge begleitet und wenn man von dem Despotismus des Mandarins von Macao auf die Regierung von China schließen darf, so ist kein Volk unglücklicher und gedrückter, ohngeachtet seiner in Europa hoch gepriesenen Gesetze, als die Chinesen.

La Perouse sendete seinen Offizier Boutin ab, um den portugiesischen Gouverneur in Macao seine Ankunft zu melden und um Lebensbedarf u. s. w. zu ersuchen. Der Gouverneur, Bernardo Alexis de Lemos sendete sogleich einen Lootsen ab, um die beiden französischen Fregatten auf den Ankerplatz von

Typa zu bringen und empfing nachher mit seiner Gemahlin, in der La Perouse eine früher Bekannte fand, denselben ganz artig und freundschaftlich.

La Perouse fand auf dem Ankerplatz von Typa ein französisches Schiff unter Capitain Richery. Wie freute man sich, endlich Landsleute, Kameraden, Bekannte anzutreffen. Briefe fand man aber von der Heimath keine. Das Schiff, welches sie an Bord hatte, kam nicht. Das machte keine kleine Trauer.

Die Stadt Macao liegt an der Mündung des Tigerflusses und unter 22° 12′ 40″ nördlicher Breite und 111° 19′ 30″ östl. Länge. Batterien, Fortereſſen u. s. w. decken sie und ihre Zugänge. La Perouse schätzte ihre Einwohnerzahl auf 20,000 Köpfe. Die Ansicht der Stadt ist sehr heiter.

Nachdem La Perouse Bedarf an den Bord genommen und seine Ladung Seeotterfelle zum Besten seiner Mannschaft verkauft hatte, verließ er am 5ten Macao wieder und segelte auf Luzoe (Lucoe), an welches Eyland er am 15. Februar ankam. Er hoffte mit Hülfe der Nordostwinde längs der Küste bis zum Eingange von Manilla segeln zu können, allein der Wind wechselte, hielt ihn lange an einer Stelle und es dauerte mehrere Tage, bis ein frischer Nordwind ihn weiter trieb. Er segelte längs der Küste der Ilocos, sah den Hafen St. Croix, umsegelte am 30sten das Cap Bulinao, am 21sten die Spitze Capones, fuhr zwischen den Inseln Marivelle und

Mouha hindurch, legte aber bei der Insel Marioelle an einem Orte gleichen Namens an, um Holz einzunehmen, da solches zu Minilla sehr theuer war.

La Perouse selbst ging an das Land und besuchte das benannte Ort, welches etwa aus 40 Häusern bestand. Die Häuser sind aus Bambusrohr gebaut und mit Blättern bedeckt. Da sie ungefähr 4 Fuß über der Erde stehen, so muß man vermittelst einer Leiter hinaufsteigen. Der Fußboden ist auch aus dünnen Bambusröhren gemacht, die nicht fest an einander gefügt sind. Das ganze Haus gleicht einem Vogelbauer und mag mit dem Dachwerke nicht 200 Pfd. wiegen. — In dem Orte fand La Perouse einen jungen indischen Mulatten, als Pfarrer. Dieser überließ ihm einen jungen Ochsen, mit der Versicherung, daß dies der achte Theil der ganzen Dorfheerde sey, und daß die Eingebornen ihre Felder mit Büffeln pflügen. In den Waldungen sah man Vögel von den schönsten und glänzendsten Farben.

Am 25sten ging La Perouse, einen spanischen Lootsen an Bord genommen, mit Tagesanbruch wieder unter Segel und steuerte durch die südliche Durchfahrt. Obgleich die Entfernung zwischen dem Hafen von Marivelle und Cavite nur 7 Meilen ist, so brachte er doch 3 Tage darauf zu, indem er alle Abend in der Bay in einem guten schlammigten Grund vor Anker ging. Auf der Bank von St. Nicolas hätte der Lootse aus Unkunde oder Fahrläßigkeit bei-

nahe beide Schiffe scheitern gemacht. Den 18ten erreichten dieselben endlich den Hafen von Cavite und gingen 2 Kabeltaulängen von der Stadt in einem schlammigten Grunde von 3 Faden Tiefe vor Anker. Diese Fahrt von Macao bis Cavite hatte 23 Tage gedauert und würde gewiß noch länger gewährt haben, wenn La Perouse, wie die alten spanischen und portugiesischen Seefahrer, im Norden der Bank von Pratas hätte steuern wollen.

Kaum waren die beiden Schiffe La Perouse's in dem Eingange des Hafens von Cavite vor Anker gekommen, als der Kommandant der Festung einen Offizier an Bord schickte, mit der Bitte, nicht eher an das Land zu gehen, bis ein Courier, den er, sobald er die Absicht des Aufenthaltes der Franzosen in Cavite erfahren, an den General Gouverneur schicken würde, ihm die Befehle desselben zurückgebracht hätte. Die Antwort La Perouse's war, er brauchte Lebensmittel und die Erlaubniß, seine Fregatten auszubessern, um seine Fahrt so geschwind als möglich fortsetzen zu können; aber noch vor der Abreise des spanischen Offiziers kam der Kommandant der Bay von Manilla, wo man die französischen Schiffe gesehen hatte, an. Von diesem erfuhr La Perouse, daß man seine Ankunft in dem chinesischen Meere bereits wüßte und daß Briefe von dem spanischen Minister ihn dem General-Gouverneur schon vor einigen Monaten angekündigt hätten. Er setzte hinzu: „Die

Jahreszeit erlaube La Perouse, vor Manilla vor Anker zu gehen, wo er alle Annehmlichkeiten und Hülfsmittel, welche die Philippinen darbieten, vereinigt finden würde"; aber La Perouse lag mit seinen Schiffen in der Nähe eines Zeughauses und nur einen Flintenschuß weit vom Lande, und diese Vortheile überwogen nach seiner Meinung alle andern.

Der Kommandant der Bay hatte die Gefälligkeit, in seinem Boote den Schiffslieutenant Boutin mitzunehmen, welcher dem General-Gouverneur die Ankunft der französischen Fregatten melden und ihn um Befehle zur schnellen Lieferung des Bedarfes bitten sollte, da der Plan der Reise es nicht erlaubte, sich länger als bis zum 10. April hier aufzuhalten. Der General-Gouverneur von Manilla und Brigadier der Kriegsflotte, Namens Basco, empfing Boutin auf das höflichste und gab die ausdrücklichsten Befehle, damit die Abreise der beiden Fregatten durch nichts verzögert würde.

Er schrieb auch an den Kommandanten von Cavite, damit dieser erlauben möchte, daß die Franzosen an das Land gehen dürften, und er ihnen alle Hülfe und Annehmlichkeiten verschaffen möchte, die in seiner Macht stünden.

Sobald Boutin mit diesen Depeschen des General-Gouverneurs wieder zurück war, benutzten seine Mitreisenden die Nähe des Landes, um es so oft, wie sie wollten, zu besuchen. Man arbeitete an den

Schiffen, zimmerte 2 Kanots, versah sich mit Vorrath, errichtete das Observatorium u. s. w.

Cavite war sonst ein ziemlich ansehnlicher Ort, aber in den Philippinen sowohl, wie in Europa verschlingen die großen Städte auf gewisse Weise die kleinen. La Perouse fand etwa 4000 Einwohner in dieser Stadt, meist Mestizen und Indier.

Zwei Tage nach seiner Ankunft daselbst fuhr La Perouse mit Capitain Langle und einigen Offizieren auf gut bewaffneten Canots in dritthalb Stunden nach Manilla. Diese französischen Offiziere speisten bei dem General-Gouverneur Basco und machten auch dem Erzbischoffe, dem Intendanten und andern Gerichtspersonen ihre Besuche.

Manilla fand La Perouse als eine sehr ansehnliche Stadt mit einigen Vorstädten in einer sehr schönen Gegend, mit etwa 38,000 Seelen, Spanier, Indier, Mestizen oder Chinesen; diese Stadt liegt an einer Bay, die denselben Namen führt und über 25 Meilen Breite hat. Allein die spanische Regierung in Manilla und auf den übrigen Philippinen fand er als Industrie- und Geist-tödtend. Er fand überall sich mit Aufsehern, Inquisitoren und Mönchen umgeben und bedroht. Auch herrschte ein furchtbarer Religionszwang.

Der Unterschied des Standes wurde auf das strengste hier, durch jedes Unterscheidungszeichen unterhalten. Die Anzahl der Pferde, mit welcher man fahren durfte,

richtete sich darnach, die Kutscher mußten vor der größeren Zahl halten und ein Richter oder Kanzleirath konnte, wenn es ihm einfiel, eine ganze Reihe hinter seinem Wagen aufhalten.

Die Einwohner der Philippinen, wenigstens die von Manilla haben eine so unmäßige Liebe zum Tabak, daß man sowohl Weiber als Männer den ganzen Tag mit einem Cigarro im Munde sieht und kaum sind die Kinder aus der Wiege, so nehmen sie diese Gewohnheit an.

La Perouse und seine Offiziere brachten nur einige Stunden in Manilla zu und gingen, sobald sie nach Tische von dem Gouverneur Abschied genommen hatten, zu ihrem Landsmann, den Kaufmann Sebir, einen sehr aufgeklärten Mann, der sich hier etablirt, und ihnen viele Gefälligkeit erzeigt hatte. Sie nahmen Abschied von ihm und erfuhren von ihm auch bei dieser Gelegenheit, daß er gesonnen sey, wegen der Vorurtheile gegen Fremde, und des Despotismus der Regierung, seine Geschäfte aufzugeben. La Perouse stieg um 6 Uhr des Abends mit seinen Offizieren wieder in seine Canots und kam in 2 Stunden an Bord seiner Fregatten. Die üblen Wirkungen der großen Hitze fingen an, bei der Mannschaft derselben sich zu äußern. Koliken, Ruhr u. s. w. herrschten. Daigremont starb an der Ruhr.

Den 28. März waren alle Arbeiten zu Cavite vollendet, die Fregatten calfatert, die Segel aus-

gebessert, das eingesalzene Fleisch in Fässer gepackt u. s. w.; ehe aber die beiden Fregatten wieder absegelten, hatten sie die Freude, daß ein französisches Schiff in dem Hafen ankam. Es war die Fregatte Subtile unter Capitain la Croix de Castries. Die Nachrichten, die aber dieses Schiff mitbrachte, waren schon ein Jahr alt und genügten der Sehnsucht und Wißbegierde nicht.

Die Subtile war so gut bemannt, daß la Croix de Castries den Verlust an Offizieren und Soldaten, den La Perouse erlitten hatte, einigermaßen ersetzen konnte; er gab jeder Fregatte 4 Mann mit einem Offizier. Der Unterlieutenant Gujet ward an Bord der Boussole und der Garde der Marine, le Gobie, an Bord des Astrolabe geschickt. Diese Vermehrung war sehr nothwendig, denn La Perouse hatte 8 Offiziere weniger, als bei seiner Abreise von Frankreich, Saint Ceran mitgerechnet, welchen Offizier er wegen seiner zu schlechten Gesundheit auf der Subtile nach Frankreich zurückschicken mußte.

Ehe La Perouse unter Segel ging, stattete er in Begleitung Langle's seinen Dank bei dem General-Gouverneur Basco und dem Intendanten Gonzalez Carvagnal ab und benutzte hierauf seinen zweitägigen Aufenthalt in Manilla, um mit dem Kaufmanne Sebir einige Lustfahrten in der Nachbarschaft dieser Stadt zu machen.

Auf den Montag nach Ostern war seine Abreise

von Cavite festgesetzt und er ging unter Segel, um neue Forschungen in den Meeren anzustellen.

Er richtete seine Fahrt nach den Küsten der Tartarei und nach den japanischen Inseln. Man kannte diese Erdgegenden bis dahin bloß aus Nachrichten der Missionnarien und La Perouse erwarb sich das Verdienst, die Zweifel gelöset zu haben, welche diese verwirrten Berichte erweckt hatten. Von der Insel Quelpaert steuerte er nordwärts, bald längs der Küste der Tartarei, bald längs der Japanischen. Dicke Nebel entzogen ihm oft den Anblick dieser Küsten, bis er sich unter dem 45sten Breitengrade im Lichte eines heiteren Himmels sah. Er befand sich mit seinen beiden Fregatten in einer Meerstraße, welche sich nordwärts immer mehr zu verengen schien. Als er die Fahrt an der Küste der Tartarei eine Zeit lang fortgesetzt hatte, näherte er sich dem nördlich von Japan, wo er einen Hafen fand, den er den Hafen d'Estaing, dem französischen Admirale zur Ehre, nannte. Er kam im Julius über den 51° der Breite, wo aber das Wasser plötzlich so seicht wurde, daß er seine Fahrt nicht fortsetzen konnte. Er untersuchte die Meerstraße abwechselnd auf der Ost- und West-Seite und überzeugte sich, daß Untiefen den Weg gänzlich sperrten. In der bedenklichen Lage, welche ein heftiger Südwind noch nachtheiliger machte, fand er zum Glücke eine schöne Bucht an der Küste der Tartarei; sie erhielt den Namen Castries,

dem Marineminister zu Ehren. Man untersuchte die Gegenden, wohin die Fregatten nicht gelangen konnten, in Canots, fand aber keine Fahrstraße und konnte nicht bis zur Mündung des Flusses Amur gelangen, wovon man nicht weit war.

La Perouse glaubt, daß die Insel Sachalin — Segalien —, die er östlich liegen ließ, wirklich von der tartarisschen Küste abgesondert ist, die Straße aber, welche sie trennt, durch die Anschwemmungen des Amur, der sich gerade in den engsten Theil derselben ergießt, unfahrbar gemacht wird.

Als La Perouse wieder südwärts steuerte, und an der Küste der Insel Sachalin blieb, entdeckte er unter 45° 10′ der Breite, südlich vom Vorgebirge Crillon, die Meerenge, die seinen Namen führt. Die Berichte der Missionnarien hatten bis dahin alle Länder nördlich von Japan irrig unter dem Namen Jesso begriffen; die Entdeckung jener Meerenge aber zeigte, daß sie zwei Inseln bildeten, wovon die eine Sachalin heißt und von der Meerenge La Perouse, die andere, Tschika genannt, durch die längst bekannte Straße Sangaar abgeschnitten wird.

La Perouse steuerte dann zwischen den kurulischen Inseln hinauf nach Kamtschaka und landete im September 1787 im Peter- und Paulshafen. Ein junger russischer Dollmetscher bei La Perouse's Expedition, Lesseps, wurde von dem

Befehlshaber in Kamtschaka zurückgelassen, um über Rußland Nachricht von den bis dahin gemachten Entdeckungen nach Paris zu bringen und es gelang ihm. Ein guter Genius war mit Lesseps: er allein sollte von allen seinen Kameraden und Reisegefährten seine Heimath wieder sehen!

Gegen Ende des Septembers steuerte La Perouse südlich längs den Schiffen- und Freundschafts-Inseln und kam 1788 in Botany-Bay an, in dem Augenblicke, als der Commodore Philipp diese Bay verließ, um die englische Niederlassung nach Port Jackson zu versetzen. Die Mannschaft von La Perouse's Geschwader hatte auf dem beschriebenen Wege großen Verlust gelitten, indem auf einer der Schiffer-Inseln der brave Capitain Langle, Befehlshaber des Astrolabe und der Naturforscher Lamanon in einem Gefechte mit den Wilden getödtet wurden.

Von Botany-Bay aus meldete La Perouse seinem Seeminister im Februar 1788, daß er die Absicht habe, nach den Freundschafts-Inseln zu segeln, den südlichen Theil von Neu-Kaledonien, die Insel Santa Cruz de Mendaña u. s. w. zu besuchen, eine neue Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland aufzusuchen u. s. w., und endlich im Dezember 1788 auf Isle de France zu landen.

Als die beiden folgenden Jahre verlaufen waren, und keine Nachrichten von La Perouse eingingen,

konnten selbst die wichtigen Ereignisse (die Revolution), welche die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich beschäftigten, diese Aufmerksamkeit dennoch nicht von dem Schicksale ablenken, welches diesen beliebten Seefahrer zu bedrohen schien. Die ersten Aeußerungen der Furcht und des Schmerzes hierüber hörte man von Mitgliedern der naturforschenden Gesellschaft an den Schranken der Nationalversammlung. Ludwig XVI. selbst war von der Möglichkeit eines Unfalles tief erschüttert. Um so eher wurde durch ein Dekret befohlen, 2 Fregatten auszurüsten, um La Perouse zu suchen. Auch erließ die Nationalversammlung ein eigenes Dekret an den König vom 9. Februar 1791, worin es hieß: „Der König soll gebeten werden, allen Gesandten, Residenten, Konsuln und Agenten der Nation bei den verschiedenen auswärtigen Mächten Befehl zu geben, daß sie die verschiedenen Souverains, bei denen sie akkreditirt sind, im Namen der Menschheit, der Künste und Wissenschaften, auffordern, allen Seefahrern und andern von ihnen abhängigen Personen, wo sie auch seyn mögen, besonders aber im südlichen Theile des großen Oceans, den Auftrag zu geben, alle nur möglichen Nachforschungen u. s. w. wegen La Perouse's und seiner Schiffe zu machen u. s. f.“

Der General d'Entrecasteaux wurde mit zwei Schiffen abgesendet, La Perouse zu suchen. Kaum war er abgesegelt, so verbreitete sich das Gerücht:

ein holländischer Capitain, der bei den Admiralitäts-Inseln, westlich von Neu-Irland, vorübergesegelt sey, habe ein Canot mit Eingebornen bemerkt, welche, wie es ihm geschienen, in Uniformen der französischen Marine gekleidet gewesen wären.

Der General d'Entrecasteaux hatte, als er am Vorgebirge der guten Hoffnung vor Anker gegangen war, etwas von diesem Gerüchte erfahren. So wenig authentisch und wahrscheinlich es auch war, so trug er doch keinen Augenblick Bedenken, seinen Reiseplan zu ändern, um nach dem angegebenen Orte hinzueilen. Da seine Bemühungen ohne allen Erfolg blieben, so fing er seine Nachforschung wieder in der Ordnung an, welche ihm in seinen Instruktionen vorgeschrieben war; er vollendete sie aber ohne die mindeste Nachricht, oder auch nur die mindeste wahrscheinliche Vermuthung über das Schicksal des unglücklichen La Perouse's und seiner Leute erhalten zu können.

Daß La Perouse verunglückt sey, wurde nun zur Gewißheit. Wo und wie aber er mit den Seinen verunglückt sey, darüber war man uneinig. Einige glaubten, er sey auf Eisfelder gerathen und umgekommen, andere, ein Orkan habe ihn in die Tiefe der Wellen geschleudert. Einige sprachen ihre Meinung dahin aus, er sey an den Klippen im stillen Meere verunglückt und der englische Capitain Geor-

ge Bowen, Befehlshaber des Schiffes Albemarla sagte vor dem Friedensgericht von Morlaix aus: „er habe bei seiner Rückreise von Port Jackson nach Bombay, im Dezember 1791, an der Küste von Neu-Georgien in dem östlichen Meere Trümmer eines Schiffes schwimmen gesehen, die er für die eines französischen Schiffes und des Herrn de La Perouse halte." Im J. 1825 wollte man die übrige Mannschaft von La Perouse auf einer Insel bei Neu-Seeland gesehen (oder gefunden) haben. — La Perouse und seine Mannschaft wurde allgemein bedauert.

Viertes Buch.

Das Schicksal dieses berühmten französischen Seefahrers, das gegen 40 Jahre von Ungewißheit umhüllt war, ist endlich genügend durch die Thätigkeit und Anstrengung des tapfern und unternehmenden Engländers, Peter Dillon aufgehellt und bekannt gemacht worden.

Capitain Dillon gab zu dem Ende von seiner Entdeckungsreise, die auch in anderer Hinsicht von großem Interesse ist, in einem besonderen Werke unter dem Titel:

„Narrative and success ful result of a voyage in the south seas, performed by order of the government of britisch India, to ascertain the

actual fate of La Perouse's expedition etc. By the Chev. Cap. Peter Dillon."

Niemand war aber auch zu einem solchen Unternehmen geeigneter (obgleich, wie wir sehen werden, der Zufall eine große Rolle dabei spielte), als eben der Capitain Dillon, denn er hatte gegen 20 Jahre unter den Inseln der Südsee gekreuzt und kannte also dieselben, so wie die Gebräuche u. s. w. der Eingebornen ganz genau. In seinem angeführten Reiseberichte theilt er auch eine Menge von Neuem und Interessantem über jene großen Theile unseres Planeten mit. Im Jahr 1813 war er Zeuge einer Greuelscene, die Schauder erregt, durch eine besondere Verknüpfung von Umständen aber zur Entdeckung des Schicksals La Perouse's führte, weshalb wir sie ausführlicher erzählen zu müssen glauben.

Von Ostindien gehen oftmals Handelsschiffe in die Südsee; Matrosen derselben verlassen dieselben bisweilen und bleiben auf irgend einer Insel, in der Hoffnung, ein bequemes Leben zu führen und sich auf Kosten der unwissenden Wilden bereichern zu können, oder fliehen auch, wenn sie ein Versehen oder Verbrechen begangen haben, auf eine Insel, irren von einer zur andern, leben von Raub und Dieberei, machen durch ihre strafwürdige Aufführung alle Weißen verhaßt, erhalten aber auch, wenn sie das Unglück haben, in die Hände der rohen Wilden zu fallen, die fürchterlichste Strafe für ihre Vergehungen.

Die Schiffscapitaine, welche die Inseln der Südsee besuchen, sind gewöhnlich rohe Menschen, die eine lange Gewohnheit gleichgültig gegen die Grausamkeiten der Canibalen jener Inseln gemacht hat und sich um nichts kümmern, als einträglichen Handel zu führen und sich vor der Gefahr, von ihren Käufern verzehrt zu werden, sicher zu stellen, Alles Uebrige ist ihnen gleich; reiben sich rohe Stämme gegenseitig auf, so sehen sie geduldig zu, ja schämen sich gar nicht, demjenigen zu helfen, von welchem sie den größten Vortheil ziehen zu können glauben.

Capitain Dillon nun, um auf die erwähnte Greuelthat zurückzukommen, der damals Befehlshaber des Kutters Elisabeth war, segelte mit diesem, als Lichter *) des Hunter unter Capitain Robson, von Calcutta ab, traf aber jenes Fahrzeug, das schon am 19. Februar in der Sandelholzbay an den Fidjiinseln eingelaufen war, erst am 1. Mai. Zu Anfange des Septembers hatte der Hunter eine Ladung von etwa 150 Tonnen Sandelholz eingenommen und machte sich auf den Weg nach Canton. Auf der daneben liegenden Insel Bouah hatten 6 Europäer, 1 Chinese, 1 Otaheiter und 2 Laskaren längere Zeit und zwar in freundschaftlichen

*) Bekanntlich ein kleines leeres Schiff, das man einem größern mitgibt, um im Falle der Noth gebraucht werden zu können.

Verhältnissen mit den Eingebornen gelebt. Sie hatten den Bewohnern dieser Insel in ihren Kriegen wesentliche Dienste geleistet und wurden deßhalb von den Eingebornen eines Distrikts auf der Sandelholzküste, Highlya genannt, mit welchem sie oft feindselig zusammentrafen, sehr gehaßt.

Am 4. September erhielt man auf dem Kutter von dem Hunter, der 40 Meilen entfernt war, die Nachricht, die Eingebornen gingen mit dem Plane um, sich des ersteren zu bemächtigen und dann das größere Schiff, das nur mit Laskaren bemannt war, anzugreifen. Sogleich nahm man 8 Eingeborne, die man für die Rädelsführer hielt, fest und brachte sie an Bord. Unterdessen war der Hunter auf den Grund gelaufen und hatte bedeutenden Schaden gelitten. Auch der Kutter war mehrmals auf den Grund gelaufen und man hielt deßhalb für nothwendig, die beiden Fahrzeuge auszubessern. Die Eingebornen von Bough widerriethen dies als höchst gefährlich, weil die Highlyer sie dann mit ihren zahlreichen Kähnen bequem angreifen könnten und meinten, diese sollten zuerst zerstört werden. Bald darauf erschienen wirklich nicht weniger als 150 gutbemannte Canoes; man griff sie an, 14 wurden genommen und ein Eingeborner von Highlya blieb. Während dieser Zeit hatte ein Offizier die Stadt Viliar, die etwa 140 Hütten zählte, in Brand gesteckt und die Hälfte derselben verzehrten die Flammen.

Am nächsten Morgen ging man an das Ausbessern der Schiffe, aber die Eingebornen von Bough bestanden auf der Wegnahme der übrigen Canoes ihrer Feinde, um diesen einen Angriff unmöglich zu machen. Unglücklicherweise folgte man diesem Rathe. Die Böte der beiden Fahrzeuge wurden bemannt, die Mannschaft landete und eine Anzahl Eingeborner empfing sie mit lautem Geschrei. Man steckte einige Hütten in Brand und trennte sich sehr unklug in einzelne Streifpartheien. Mit einem Male wurden sie, wie auf ein verabredetes Zeichen, von allen Seiten von wenigstens 8000 bewaffneten Männern umringt, die sich wahrscheinlich in der Absicht, die Böte anzugreifen, versammelt hatten.

Sechs von den Europäern, darunter ein Offizier, erschracken bei diesem Anblicke so, daß sie die Waffen wegwarfen und so schnell als möglich nach den Böden zuflohen; sie wurden jedoch eingeholt und mit Keulen und Lanzen niedergemacht. Neun andere, darunter Dillon selbst, entschloßen sich, ihr Leben bis auf das Aeußerste zu vertheidigen und retteten sich auf die Spitze eines Berges am Meere. Sechs erreichten dieselbe, die drei andern mußten wegen empfangenen Wunden zurückbleiben und starben, oder wurden von den Wilden vollends erschlagen. Auf dem Berge waren sie außer dem Bereich der Pfeile und der Steine, zumal da der Wind von dem Meere her die erstern zurücktrieb. Hinaufzuklettern wagten die

Eingebornen nicht aus Furcht vor den Feuergewehren, welche Capitain Dillon und seine Gefährten glücklicherweise noch besaßen. Nach mehreren Stunden näherte sich ein Priester, der Friedenszeichen machte und also ersucht wurde, auf den Berg hinaufzukommen. Er sollte dem muthigen Häufchen Sicherheit versprechen, wenn es sich für die Freigebung der 8 Gefangenen auf den Schiffen verbindlich machen wollte. Der Vorschlag wurde gerne angenommen, einer der Europäer begleitete den Priester zu den Böten hinunter, begab sich mit ihm an Bord und die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. Unterdessen ließen sich trotz der Warnungen Dillon's, zwei seiner Mannschaft durch die friedlichen Zeichen und das Bitten der Eingebornen verleiten, den Berg zu verlassen, und wurden augenblicklich erschlagen und gebraten, so wie die noch übrigen Vertheidiger des Berges mit einem Pfeil- und Steinhagel begrüßt.

Nach Verlauf mehrerer Stunden kehrte der Priester mit den 8 Gefangenen zurück und die Feindseligkeiten wurden von Neuem eingestellt. Er kam den Berg hinauf und erbot sich, den Capitain Dillon und seine 2 Gefährten sicher zu den Boten zu bringen, wenn er die Feuergewehre abgeben wolle. Nach dem wortbrüchigen Morde ihrer 2 Freunde weigerten sie sich, in diese Bedingung zu willigen. Die Nacht war nicht mehr ferne und die muthigen Drei hatten also wenig Hoffnung mehr zu entkommen, da sie un-

terliegen mußten, wenn die Feinde im Schutze der Dunkelheit zu ihnen hinaufklommen. Dillon sah dies voraus, sprang mit großer Geistesgegenwart hinter den Priester, der von den Eingebornen wie ein Gott verehrt wurde, legte seine Flinte auf ihn an, befahl ihm, in gerader Richtung auf die Böte vorauszugehen und drohte, ihn augenblicklich niederzuschießen, wenn er sich weigere oder einen Angriff durch die Wilden erlaube, über welche er einen unbegrenzten Einfluß auszuüben schien. Von dieser Drohung eingeschüchtert, that der Priester, was von ihm verlangt wurde, ermahnte sogar auf dem Wege seine Landsleute, nichts Gewaltsames zu unternehmen, weil, wenn er deshalb sein Leben verliere, sie unvermeidlicher Untergang erwarte. Auf diese Weise gelangte Dillon glücklich zu den Böten und erreichte dann auch die Schiffe, woran er noch kurz vorher gänzlich gezweifelt hatte. Am andern Morgen bot man den Wilden einen hohen Preis für die Auslieferung der Leichname der Gebliebenen, aber vergebens, denn sie waren in der Nacht von den Cannibalen wahrscheinlich verzehrt worden.

Bei diesem unglücklichen Vorfalle hatten also 14 Personen das Leben eingebüßt. Die mit Dillon Entkommenen waren Wilhelm Wilson und Martin Buschart (oder Buschert), ein Preuße, der 2 Jahre auf der Insel Bough gelebt hatte. Dieser Letztere ersuchte den Capitain Robson, ihn

mit seiner Frau, einer Eingebornen von Bough, auf der ersten Insel, die man treffen werde, an das Land zu setzen, weil er in der Heimath seiner Frau nicht mehr sicher zu leben glaubte. Am 20. September legte der Hunter an der Insel Tucopia an und der Preuße wurde hier mit seiner Frau und einem Laskaren ans Land gesetzt, worauf das Schiff seine Reise nach Canton fortsetzte.

Am 13. Mai 1826 sah Dillon, der damals den St. Patrick, welcher von Valparaiso noch Pondichery bestimmt war, befehligte, Tucopia zum ersten Male wieder und Neugierde, so wie Sorge, seine alten Bekannten daselbst möchten in Gefahr seyn, vermochten ihn, sich zu erkundigen, ob dieselben noch lebten. Bald stieß ein Kahn, worin sich der Laskar befand, vom Ufer und ruderte auf das Schiff zu, und kurze Zeit darauf erschien auch der Preuße. Sie waren beide vollkommen gesund und freuten sich natürlich außerordentlich, den Capitain wieder zu sehen. Die Eingebornen hatten sie sehr gut behandelt und es war, außer 2 englischen Wallfischfängern, kein Schiff an der Insel erschienen. Der Laskar hatte ein altes silbernes Degengefäß, welches er für einen Angelhacken umtauschte. Dillon fragte, woher er dasselbe habe und der Preuße erzählte ihm, daß er es bei seiner Ankunft auf der Insel im Besitz der Wilden, zugleich mit eisernen Bolzen, 6 Aexten, dem Stiele einer silbernen Gabel, einigen Messern, Thee-

tassen, Glasperlen und Flaschen, einen silbernen Löffel mit einem Wappen und einer Zahl darauf u. s. w. gesehen, daß er auf seine Nachfrage von den Eingebornen erfahren habe, 2 Tagreisen von der Insel liege eine große Inselgruppe, Manicolo genannt, wohin sie oft schifften und diese Gegenstände von den dortigen Wilden erhielten, welche vieles dergleichen besäßen.

Der Preuße berichtete ferner, nach der Erzählung der Tucopier würde eine große Menge solcher Sachen, die von einem gescheiterten Schiffe seyn müßten, auf den Manicoloinseln aufbewahrt; 7 Monate vor Dillon's Ankunft sey ein Boot von dort zurückgekommen und habe 2 große Kettenringe, nebst einem 4 Fuß langen eisernen Bolzen, mitgebracht, die aber sämmtlich, so wie alle eisernen Geräthe, die er gesehen, ganz verrostet gewesen. Der einzige silberne Löffel, der nach Tucopia gebracht worden, war von dem Preußen zu Ringen und andern Putzsachen für die eingebornen Mädchen und Frauen verarbeitet. Dillon besah nun das Degengefäß genauer und entdeckte oder glaubte zu entdecken den Anfangsbuchstaben von La Perouse's Namen, was ihn zu weitern Nachforschungen ermunterte.

Buschart war nie selbst auf Manicolo gewesen, aber der Laskar zwei Male. Er behauptete in Paiow, einer dortigen Stadt, Europäer gesehen und gesprochen zu haben, welche die Sprache der Eingebornen reden, alte Männer seyen und ihm erzählt

haben sollten, sie hätten vor vielen Jahren da Schiffbruch gelitten, es sey seit der Zeit kein Schiff ihnen zu Gesichte gekommen, die meisten ihrer Gefährten wären todt, wie viele aber noch lebten, könnten sie nicht mit Gewißheit angeben, weil sie auf viele Inseln zerstreut worden.

Da Dillon so Vieles hörte, was ihn in seinen Vermuthungen bestätigte, so nahm er sich vor, so schnell als möglich die Manicoloinseln zu besuchen, die noch vorhandenen Trümmer des gescheiterten Schiffes zu untersuchen und, wo möglich, die beiden Männer mit sich zu nehmen, mit welchen der Laskar gesprochen hatte und die Franzosen seyn sollten. Er forderte deshalb den Laskaren auf, ihn zu begleiten; da dieser aber verheirathet und sonst mit festen Banden an die Insel gefesselt war, so vermochten ihn weder Versprechungen noch Drohungen, dieselbe zu verlassen, obgleich Dillon erbot, ihn nach Tucopia zurückzubringen. Der Preuße aber war des rohen Lebens unter den Wilden herzlich überdrüssig, willigte also mit Freuden in die Wünsche des Capitains, der, nachdem er auch einen Tucopier noch mitgenommen hatte, die Insel bald darauf verließ. Unglücklicherweise trat Windstille ein und hielt 7 Tage an; die Mundvorräthe gingen zu Ende und in Tucopia war kein Fleisch zu haben. Die Mannschaft lebte vorzüglich von neuseeländischen Kartoffeln und Bannanen. Das Schiff ward von Tage zu

Tage wegen der langen Reise immer gebrechlicher, ein Mann an Bord, der Theil an der Ladung hatte, zeigte sich über den unnöthigen und nutzlosen Aufenthalt höchst unzufrieden und so mußte sich Dillon, wiewohl ungerne, entschließen, den ersten guten Wind zu benutzen und die Reise fortzusetzen. Nach vielen Mühseligkeiten kam er endlich in Bengalen an.

Hier wandte er sich an das Gouvernement und die asiatische Gesellschaft; in Folge seiner Vorstellungen willigte man endlich in seine Vorschläge und er sah seinen Wunsch, die erhaltenen Spuren weiter zu verfolgen, erfüllt. Er erhielt das Commando über ein Schiff der ostindischen Gesellschaft von 16 Kanonen und 85 Mann, das the research hieß. Mit diesem segelte er am 27. Jan. 1827 von Bengalen ab. In Neuseeland besuchte ihn am Bord auch die Königin Turulu und deren Bruder Moyhanger, der unter der Regierung Georgs III. in England gewesen ist und jetzt Dillon ersuchte, ihn als gewöhnlichen Matrosen mitzunehmen. Die Neuseeländer erschlugen im Jahre 1770 den französischen Capitain Marion und 1809 die Mannschaft des englischen Schiffes Boyd und brateten 60 der Erschlagenen.

Zu Ende des Julius 1827 segelte Dillon weiter und kam im September zu Tucopia an. Hier waren die Dienste des Preußen von Wichtigkeit. Er suchte einen Insulaner, Rathea, auf, der 5 Jahre auf Manicolo gelebt hatte, diese Insel genau kannte,

mit der Geschichte des Schiffbruches der beiden europäischen Fahrzeuge vertraut war und oftmals Eisen und andere Gegenstände von diesen in den Händen der Insulaner gesehen hatte. Schon auf Tucopia kaufte Dillon mehreres dergleichen an.

Am 27. September erreichte Dillon endlich Manicolo (oder Vanicolo). Er ließ rund um die Insel herumsegeln, die Küste genau untersuchen, die nahe am Meere liegenden Dörfer besuchen und überall Kunde von den gescheiterten Schiffen einziehen. Mit vieler Schwierigkeit für seine Dollmetscher erfuhr Dillon endlich folgendes:

Vor vielen Jahren — so erzählten die Eingebornen — kamen 2 große Schiffe an die Inseln; eines legte sich bei der Insel Whanu und das andere bei Paiou nicht weit von einander vor Anker. Bald nachher und ehe sie mit den Eingebornen in Berührung gekommen waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm und beide Schiffe wurden an das Ufer getrieben. Das bei Whanu liegende gerieth auf die Felsen. Die Eingebornen liefen in großer Anzahl mit Keulen, Spießen, Bogen und Pfeilen an das Ufer und schossen nach dem Schiffe; die Mannschaft feuerte wieder und tödtete mehrere Insulaner. Aber das Schiff ward noch mehrmals an Klippen geworfen und ging endlich in Stücken. Einige von der Mannschaft retteten sich in die Böte, wurden aber ans Ufer getrieben und hier von den Eingebornen erschlagen; Andere spran-

gen ins Meer und die, welche das Land erreichten, theilten das Schicksal ihrer unglücklichen Kameraden, so daß nicht ein Einziger von dem Schiffe am Leben blieb.

Das bei Paiou ankernde Schiff ward auf eine Sandbank getrieben; die Eingebornen versammelten sich ebenfalls und schossen darnach, aber die Mannschaft war klug, erwiederte den Angriff nicht, hielt vielmehr Aexte, Glasperlen, u. s. w. empor, zum Zeichen des Friedens, worauf die Insulaner die Feindseligkeiten einstellten. Sobald sich der Sturm gelegt hatte, kam ein greiser Häuptling auf das Schiff, ward freundlich aufgenommen, reichlich beschenkt und beruhigte, als er zurückkehrte seine Landsleute durch die Versicherung, die Weißen kämen in ganz friedlicher Absicht. Darauf gingen mehrere andere Insulaner an Bord, die sämmtlich beschenkt wurden und der Mannschaft später Yams, Geflügel, Bannanen, Cocosnüsse und Schweine brachten, so daß ein gutes Vernehmen eintrat. Das Schiff wurde dann verlassen, die Mannschaft begab sich auf die Insel, nahm viele Vorräthe mit, blieb lange Zeit daselbst und baute von den Trümmern des Schiffes ein kleineres. Als dieses fertig war, schifften sich die Europäer, mit frischem Mundvorrathe von den Insulanern reichlich versehen, bis auf zwei wieder ein, denen der Befehlshaber versprach, bald wieder zu kommen und sie abzuhohlen; da man aber von diesem Fahrzeuge nichts

wieder hörte, so suchten die Zurückgelassenen die Freundschaft der Häuptlinge, welche sie auch durch die Dienste, die sie denselben mit ihren Feuergewehren in den Kämpfen mit anderen Stämmen leisteten, bald gewannen.

Bei dieser Erzählung der Eingebornen drangen sich zwei Fragen auf: Ist die Erzählung der Eingebornen richtig, daß sie die Mannschaft des zweiten Schiffes (Astrolabe?) wirklich verschonten? Und ob die Mannschaft also wirklich abreiste?

Wenn man bedenkt, daß die Mannschaft des einen Schiffes erschlagen ward; wenn man der Schilderung des französischen Capitains d'Urville, der ebenfalls eine Entdeckungsreise machte, Glauben beimißt, wenn er von den Manicolosen also schreibt: „Diese Eingebornen sind allen menschlichen Gefühlen entfremdete, treulose, meineidige, hartnäckige, ganz rohe Wilde. Von ihnen konnte man kein Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft erhalten und man mußte stets auf der Hut seyn, um nicht von ihnen meuchlings überfallen zu werden"; wenn man selbst Dillon also sprechen hört: „Die Eingebornen wurden zum Morde getrieben durch die Vorstellung, die Fremden seyen böse Geister oder Meerungeheuer. Alles, was sie von den Franzosen sahen, schien ihnen wunderbar. Sie erzählten, die Weißen hätten ungeheure Nasen gehabt, der Häuptling derselben hätte beständig ein Rohr gegen Himmel gerichtet, als

wenn er die Sterne habe lenken wollen u. s. w." — so muß man glauben, daß die Insulaner die Mannschafft der beiden Schiffe vielleicht höchstens bis auf einige wenige, die begnadigt wurden, erschlagen habe.

Dillon fragte nach den beiden zurückgebliebenen Europäern, von denen die Erzählung der Eingebornen und des Laskaren auf Tucopia sprach. Einer schien gestorben zu seyn und der Andere sich mit einem feindlichen Stamme auf eine andere Insel begeben zu haben. Er konnte die Wahrheit dieser nicht erforschen.

Und reiste die Mannschaft des einen französischen Schiffes, wie die Erzählung sagt, wirklich ab, so reimt dieses nicht mit der Aussage des obenerwähnten Laskaren in Tucopia, der in Paiou erfahren haben wollte: „Die Schiffbruch Gelittenen seyen auf viele Inseln zerstreut worden (als Sklaven oder Genossen?)," zusammen. Warum ließen sie auch ihre 2 Genossen, ohne Grund in Manicolo?

Dillon ließ sich den Platz zeigen, wo die Weissen ihr Schiff gebaut und zum Schutze Verschanzungen angelegt haben sollten; es war keine Spur von menschlicher Arbeit daselbst zu sehen; Gegenstände von beiden Fregatten aber fanden sich bei den Bewohnern der Inseln in Menge. Einige Wilde trugen sogar in dem Nasenknorpel Stückchen von Glasröhren, die wahrscheinlich zu Barometern gehört hatten.

Wenn man an mehrere fast wunderbare Fahrten ver-

unglückter Seeleute denkt, z. B. an den Capitain Bligh, der in einem kleinen offenen Boote, fast ohne Wasser und Lebensmittel, die weite Reise von den Freundschafts-Inseln bis nach Timor machte; so muß man annehmen, daß La Perouse mit seinen beiden Schiffen gänzlich zu Grunde gegangen, oder daß seine Mannschaft erschlagen worden ist, denn sonst hätte es doch einem Gefährten gelingen müßen, Kunde von seinem Leben zu geben, oder selbst auf ein europäisches Schiff, oder in ein mit Europäern in Verkehr stehendes Land wenigstens zu kommen.

Dillon kaufte Alles, was er finden konnte, von den Trümmern von La Perouse's Expedition und ließ, im Beseyn des Hrn. Chaigneau, ein Verzeichniß davon aufnehmen; das Meiste befindet sich in dem Museum der Marine in Louvre zu Paris, zugleich mit dem, was der Capitain d'Urville von seiner Entdeckungsreise mitgebracht hat. Am 7. April 1828 kam Dillon in Calcutta an. Seine Entdeckungen erregten allgemeine Sensation und es ward beschloßen, die Trümmer von La Perouse's Schiffen an die ostindische Compagnie zu London zu schiken, um sie später dem Könige von Frankreich zu überreichen. Dillon selbst schiffte sich nach London ein und brachte dann die in Manicolo gefundenen Gegenstände selbst nach Paris, wo er vom Könige Carl X. das Zeichen der Ehrenlegion und sonst die Belohnungen

erhielt, welche sein Eifer, sein Muth und sein Glück verdienten.

Diese Entdeckungen lassen keinen Zweifel, oder nur höchst wenige Zweifel über das Schicksal der Expedition La Perouse's übrig; kein europäisches Fahrzeug hat seit dem Verluste jener beiden Fregatten Manicolo berührt; die daselbst gefundenen Gegenstände sind unstreitbar aus französischen Fabriken und nach Perouse ist in der Südsee kein Schiff verloren gegangen, und Dillon entdeckte ja auf dem silbernen Degengefäße den Anfangsbuchstaben von La Perouse's Namen.

Wie sehr übrigens Dillon sich diese Sache zu Herzen nahm, beweist folgender Gedanke. Er wollte nämlich einen der Seinigen auf Manicolo lassen, damit dieser die Sprache der Eingebornen lerne, sich mit denselben vertraut mache und von ihnen alle Nachrichten sammle, welche sie über La Perouse's Expedition geben könnten. Und wirklich setzte er, zwar nicht in Manicolo, sondern auf der Insel Indenny oder Santa-Cruz, welche er später besuchte, einen jungen Engländer an das Land, und gab ihm Verhaltungsregeln. Dieser junge Mensch war mit einigen andern Matrosen von einem englischen Schiffe entflohen und hatte sich in Tucopia niedergelassen, von wo ihn Dillon mit-

genommen. Wie er seinen Auftrag ausführen wird, steht zu erwarten.

Manicolo, wo La Perouse sein Ende fand, darf nicht mit Cooks Mallicolo verwechselt werden, die 11° 47′ nördl. Breite liegt. Die Todesstätte La Perouse's liegt aber 16° 47′ nördl. Breite. Dillon nannte Manicolo La Perouse Eyland. — Die Schädel der erschlagenen Franzosen sollten in dem Hause der Geister aufbewahrt werden, was aber Andere leugneten.

Frankreich verlor an La Perouse einen tüchtigen Seeoffizier. Aber auch einen menschenfreundlichen Krieger. Kann es ein schmeichelhafteres Lob für La Perouse geben, als das aufrichtige Geständniß, das ein englischer Seemann in seiner Nachricht von einer Reise nach der Botany-Bay macht, wenn er sagt: „Man muß sich, besonders in England, mit Dankbarkeit des Mannes erinnern, der sich so edelmüthig betrug, als im letztern Krieg Befehl gegeben war, unsere Niederlassungen in der Hudsonsbay zu zerstören."

La Perouse verdient wegen seiner persönlichen, als nautischen und militairischen Eigenschaften eben so sehr gekannt zu werden: denn er wußte sich nicht weniger die Liebe und die Achtung der Menschen in allen Ländern zu erwerben, als die Hindernisse, welche die menschliche Klugheit besiegen mußte, vorher zu sehen und aus dem Wege zu räumen.

Da er mit der Lebhaftigkeit der südlichen Franzosen einen angenehmen Geist und einen sich gleich bleibenden Charakter verband, so suchte man wegen seiner Sanftheit und seines liebenswürdigen Frohsinnes seine Gesellschaft immer mit Lust. Auf der einen Seite verband er, da er durch eine lange Erfahrung gereift war, mit einer seltenen Klugheit den festen Charakter, welcher immer die Eigenschaft einer starken Seele ist; und dieser Charakter, den er durch die beschwerliche Lebensart eines Seefahrers noch mehr ausgebildet hatte, machte ihn fähig, die größten Unternehmungen mit Glück zu wagen und auszuführen. Er blieb immer Herr seiner selbst und überließ sich niemals den ersten Eindrücken. Er war billig und bescheiden. Gleich gerecht war er gegen Jeden seiner Untergebenen und war die Sorgfalt selbst gegen dieselben bei jeder Gelegenheit.

Die englischen Seefahrer, welche Gelegenheit gehabt hatten ihn kennen zu lernen, schätzten ihn nach Verdienst und haben ihm in ihren Schriften ein nicht zweideutiges Zeugniß ihrer Achtung gegeben. Alle die, welche Verkehr mit ihm hatten, ertheilten ihm gerechte Lobsprüche; es würde aber zu lange aufhalten, wenn ich sie anführen wollte.

La Perouse war verheurathet. Seine Gattin fand nur einen geringen Trost in dem Mitgefühl und Schmerze des Vaterlandes.

Georg Dixon's Reise um die Welt in den Jahren 1785 bis 1788. Vom Carl Freiherrn von Cunibert von Aschaffenburg.

I. Kapitel.

Schon zu jener Zeit als der verstorbene Capitain Cook seine letzte Reise in das stille Meer machte, glaubte man einen weitausgedehnten Pelzhandel auf der westlichen Küste von Amerika errichten zu können und hoffte Mittel zu finden, in China diese Waaren vortheilhaft abzusetzen. Nach Verlauf einiger Jahre verstanden sich mehrere Privatleute zu einem solchen Unternehmen, welchen man, um sie dadurch noch mehr zu ermuthigen, volle Gewalt und, zum möglichst schnellen Antritt ihrer Reise zwei vollkommen ausgerüstete Schiffe gab. Das größere von beiden King Georg genannt, befehligte Ca-

pitain Portlock, der zugleich den Oberbefehl über die ganze Unternehmung erhielt, das kleinere Queen-Charlotte genannt, befehligte Capitain Dixon.

Morgens den 29. August des Jahres 1785 löste man die Anker und fuhr die Themse hinab nach Gravesend. Bei günstigem Winde gelangte man frühzeitig an, und ankerte daselbst um 2 Uhr. Nicht weit davon ist die Vestung Titsbury. Am Morgen des 30. wurden die Anker gelichtet und man fuhr bei Ebbe und Fluth auf die Dünen zu. Das Land schwand immer mehr aus den Augen, doch konnte man noch deutlich die entfernten Küstenländer unterscheiden. Am Abende des 30. ging man bei Margat, einem besuchten Sommeraufenthalte der vornehmeren Bürger Londons, vor Anker. Des andern Tages kamen die Reisenden bei heiterem Himmel Abends bei Deal an. Die Lage dieser Stadt ist sehr schön und besonders günstig für den Schleichhandel wegen der nahe gelegenen Dünen. Durch widrigen Wind einen Tag aufgehalten, fuhr man erst am Morgen des 3. Septembers ab. Die Küste, an der die Reisenden hinfuhren, schien nicht sehr bebaut zu seyn, doch bot sie von Zeit zu Zeit schöne Aussichten dar, besonders Douvre und seine Umgebungen. Nun ereignete sich nichts Wichtiges bis zum 5ten. Aber an diesem Tag erhob sich ein heftiger Wind und die Schiffe wurden von Sturm und Wellen so umhergeworfen, daß sich allgemeine Verwirrung auf denselben verbreitete. Des Abends

jedoch legte sich der Sturm und völlige Ruhe trat wieder ein. Nach einem der angenehmsten Reisetage kam man den 8. Nachmittags zu Spithead an.

Dieser Ort liegt zwischen Portsmouth und der Insel Whigt, welche letztere wegen des herrlichen Grüns ihrer Wiesen und Gründe einen reizenden Anblick gewährt. Spithead ist ein Hafen; jedoch nur für solche Schiffe, die gelegentlich dort einlaufen, um Lebensmittel zu holen oder für die königlichen Schiffe, die im Begriff sind, nach ihren verschiedenen Bestimmungen abzureisen. Obgleich die große Anzahl der Schiffe, die mehr Lebensmittel bedürfen, als die Einwohner liefern können, den Preis derselben bedeutend erhöht, so kauften doch die Reisenden daselbst die Mundvorräthe um ziemlich billige Preise. Die Fässer wurden mit Wasser gefüllt und man erwartete nur einen günstigen Wind, um sich segelfertig zu machen.

II. Kapitel.

Am 16. um 8 Uhr verließ man Spithead und um 11 Uhr fuhr man bei St. Helena vorbei; allein da sich ein Gegenwind erhob und das Wetter regnerisch war, steuerte man auf eine Rhede los und warf daselbst die Anker aus. Des andern Tages um sieben Uhr segelten die Reisenden weiter und während dieses und der zwei folgenden Tage war das Wetter ziemlich gut. Am 20ten des Nachmittags entdeckten sie die

Casketten, das ist eine Masse von Klippen, wahrscheinlich wegen ihrer Aehnlichkeiten mit diesen, von den Seeleuten so genannt. Hier drohte den Schiffen eine große Gefahr; die Ebbe und Fluth nämlich trieb die Schiffe gerade auf die Klippen zu und da eine völlige Windstille herrschte, war es den Reisenden unmöglich zu steuern; um 8 Uhr des Abends waren sie kaum mehr eine Meile von diesen Klippen entfernt. Das Senkblei zeigte zwar noch achtzehn bis zwanzig Klafter Wassers, doch den Grund bildeten die nakten Felsen. Volle Verwirrung herrschte schon auf den Schiffen, als um 9 Uhr Abends Ebbe und Fluth abnahm und dadurch alle Furcht verschwand.

Den 21. gegen 6 Uhr Abends ankerte man bei Guernesey. Die Stadt liegt am Abhange eines ziemlich jähen Hügels und ist auf einer Grundlage von Felsen erbaut.

Am 26. September benutzte man die günstige Witterung und lichtete die Anker, und am folgenden Tag sah man sieben Inseln in einer Entfernung von ohngefähr sieben Meilen. Den 2. Oktober sah einer von den Matrosen etwas in einiger Entfernung auf dem Wasser treiben. Sogleich sprangen mehrere ins Meer, schwammen hin und sahen, daß es ein Faß war, ganz bedeckt mit Muscheln, ein Beweiß, daß es sich schon lange im Wasser befand. Man zog es auf das Schiff öffnete es und war sehr überrascht, als man fand, daß es ein Ohmen Bordeaux-Weines war. Bis zum

13ten ereignete sich nichts Wichtiges; in weiter Entfernung erblickte man mehreremahl fremde Schiffe. Am Morgen desselben Tages entdeckte man die Insel Porto Santo in einer Entfernung von 6 Meilen und etwas näher die Insel Madera. Die Reisenden fuhren am Ufer hin, in der Entfernung von einer Meile. Diese Insel, so berühmt durch ihren vortrefflichen Wein bietet eine gebirgige Ansicht dar, die jedoch für das Auge nicht unangenehm ist, weil der Boden von Thälern durchschnitten wird, die sich in sanftem Abhange bis zum Ufer herabziehen. Nachdem die Reisenden die Rhede von Dasemschiall, wo sie geankert, verlassen hatten, entdeckten sie am 16ten Palma und Ferro, zwei der kanarischen Inseln, die sie süd-süd-westlich in einer Entfernung von ohngefähr 12 Meilen liegen ließen. Am 19ten befanden sie sich 22° nördlicher Breite, der Himmel war ziemlich heiter, und es herrschte eine erstickende Hitze. Am Morgen den 24ten entdeckte man die Insel Bonavista. Um zehn Uhr blieb den Schiffen die Insel Mayo nord-nord-westlich in einer Entfernung von 4 und St. Jago in einer Entfernung von 8 Meilen liegen. Um Mittag warf man in dem Hafen von Praya, der Insel St. Jago, auf einem Grunde von 8 Klafter Wassers die Anker aus.

Das Schloß und die Vestung liegen nord-westlich und zwar in einer Entfernung von beinahe 2 Meilen.

Die Insel St. Jago liegt 14° 54′ nördl. Breite

und 23° 29′ westlicher Länge. Das Klima daselbst ist sehr heiß, wozu die Westwinde, die daselbst gewöhnlich herrschen und die von den Sandwüsten Afrika's herüberwehen, sehr vieles beitragen. Die Schiffe haben daselbst geankert, um Wasser zu holen und frische Lebensmittel zu kaufen. Die Schiffscapitaine benutzten daher die erste Gelegenheit, um ans Land zu kommen. Der Befehlshaber der Vestung behandelte sie anfangs sehr stolz, jedoch, nachdem er ein unbedeutendes Geschenk erhalten, ward er höflicher und erlaubte ihnen, Wasser für die Schiffe zu holen.

Alle andern Bedürfniße verschaffte ihnen ein portugiesischer Kaufmann, der eine Viertelmeile von der Küste entfernt wohnte. Nach dem Ankaufe der Lebensmittel begaben sich die Schiffscapitaine nach Praya, woselbst gerade Markt war. Jedoch schienen die portugiesischen Kaufleute sich besser auf den Handel zu verstehen, als die Eingebornen selbst; denn diese legen auf alte Kleider und andere Kleinigkeiten einen größern Werth als auf Geld. Die Vestung und das Schloß liegen auf einer Anhöhe 1/2 Meile von der Küste entfernt und von einer Abtheilung Soldaten bewacht. Die Stadt Praya selbst liegt auf einer großen Ebene hinter der Festung; sie besteht aus 50 bis 60 kleinen Häusern, die ziemlich weit von einander entfernt sind und ein weites Viereck bilden.

Die Eingebornen der Insel sind schwarz und die meisten im Dienste der dort wohnenden Portugiesen.

Die Männer tragen meistens alte, von fremden Schiffen eingetauschte Kleider. Die Frauen dagegen tragen ein weites Jäckchen, gewöhnlich von blauer Wolle, einen leichten Unterrock und eine Haube. Darin besteht ihre ganze Kleidung.

III. Kapitel.

Da sich am Morgen des 29. Octobers ein günstiger Wind erhob, so lichtete man die Anker und je näher man der Linie kam, um so größer ward die Hitze, wozu die Windstille sehr viel beitragen mag, die in diesem Seestriche sehr häufig herrscht. Am 3. November, wo sich die Schiffe unter 8° nördlicher Breite befanden und eine unerträgliche Hitze war, mußten die Matrosen die Brücken und alle andern Plätze auf dem Schiffe säubern und dann mit Essig waschen.

Vom 4. bis zum 12. November war das Wetter sehr unbeständig; bald war es heiter und es herrschte völlige Windstille, bald erhob sich ein sehr heftiger Wind, begleitet von starkem Regen, Donner und Blitz. Den 13ten befanden sich die Reisenden unter 2° nördlicher Breite, wo das Wetter beständig und der Wind günstiger war und am 16ten fuhren sie durch die Linie. Wenn die Matrosen durch die Linie fahren, haben sie den Gebrauch, alle Reisenden, welche diesen Weg noch nicht gemacht haben, in eine mit Wasser angefüllte Bütte zu tauchen. Da dieser Ge-

brauch mehreren von den Reisenden mißfiel, so versprach der Capitain Dixon allen Matrosen doppelt so viel Brantwein als gewöhnlich unter sie austheilen zu lassen, wenn sie sich dieses Vergnügens enthielten. Dieser Antrag wurde freudig angenommen; jedoch als der Brandwein getrunken und mit ihm die gute Laune der Matrosen geschwunden war, wurden sie unwillig und machten einen so großen Lärmen, daß man einige in die Eisen legen mußte, worauf die Ruhe wieder hergestellt wurde. Den 6. Dezember waren die Schiffe schon sehr weit vom Wendekreise entfernt, indem sie sich unter 26° 16′ südl. Breite befanden.

Vom 11. bis 31. Dezember war die Witterung meistens schlecht, es erhoben sich häufig Stürme und die Winde gingen öfters so heftig, daß man alle Vorsichtsmaßregeln gebrauchen mußte um die Schiffe in Sicherheit zu bringen und dieselben recht geschlossen und trocken zu erhalten. Am 24sten ging die letzte Ziege durch die Kälte zu Grunde; der Verlust derselben war besonders deshalb empfindlich, weil sie regelmäßig zweimal des Tags Milch gab. Da am 25. Dezember Weihnachten war, so feierten die Matrosen dieses Fest, indem sie sich einer ausgelassenen Freude überließen und sehr viel Brandwein auf die Gesundheit ihrer abwesenden Freunde und Geliebten tranken.

Die Jahreszeit in diesem Welttheile war damals die des Sommers und die Breite, unter der sich die Schiffe befanden, betrug 50° 32′.

Den 1. Jänner 1786 sah man um das Schiff her eine große Anzahl Seekälber und verschiedene Arten von Vögeln, ein Beweis, daß man nicht weit vom Lande war. Den 2ten, um 3 Uhr des Morgens erblickte man Land, dessen äußerste Spitzen aber den Reisenden südöstlich liegen blieben. Am Morgen des 3. Jänners entdeckten die Reisenden eine Klippe, die südöstlich in einer Entfernung von sieben Meilen lag und ganz die Gestalt eines Schiffes mit vollen Segeln hatte, wofür sie dieselbe auch Anfangs ansahen; später erst erfuhren sie, daß diese Klippe Eddystone hieß. Die Witterung war noch immer schlimm und mitunter gingen heftige Winde; dicke Nebel machten es den Schiffen oft unmöglich, weiter zu steuern, ohne große Gefahr zu laufen.

Am Morgen des 4ten sah man zwei kleine Inseln, welche südlich lagen und hinter ihnen einen erhabenen Strich Landes. Während des Nachmittags fuhr man am Ufer hin, in der Meinung, daß der Hafen Egmont, in dem man ankern wollte, nicht mehr weit entfernt seyn könnte; gegen Mitternacht aber, als man 3 Meilen von der westlichsten Spitze des Landes entfernt war, gab der Capitain Portlock das Zeichen, sich nicht mehr dem Ufer zu nähern.

Den 5ten um 2 Uhr schickte Capitain Portlock seine Schaluppe mit Machod, seinem ersten Lieutenante, ab, um vor dem Schiffe die Tiefe des Meeres zu erforschen und einen guten Ankerplatz zu suchen.

Um halb 8 Uhr gab Machod einen Musketenschuß. Da dieses ein Zeichen der Gefahr ist, so steuerten die Reisenden der offenen See zu, sich von Zeit zu Zeit wendend, um die Bewegungen des Schiffes besser zu sehen; als man gegen 9 Uhr nahe genug an dem Orte war, wo Muchod das Zeichen der Gefahr gegeben hatte, ließ man eine Schaluppe ins Meer hinab und schickte sie voraus, um die Tiefe auszuforschen. Gegen halb 10 Uhr zog Machod eine Flagge auf, welches ein Zeichen war, daß er einen Ankerplatz gefunden habe. Die beiden Schiffe steuerten nun gegen den Eingang zu und der Capitain Portlock gab seiner Schaluppe durch einen Kanonenschuß das Zeichen zurückzukommen. Machod erklärte alsdann, daß er einen kleinen Felsenriff erblickt habe, wodurch er zum Schießen veranlaßt worden sey. Um 11 Uhr warfen die beiden Schiffe in dem Hafen von Egmont bei 17 Klafter Wassers auf einem Grunde von Sand die Anker aus.

IV. Kapitel.

Das erste Geschäft der Reisenden war nun, für beide Schiffe Wasser zu holen, wozu sie einen sehr günstigen Platz hatten. Dieses Geschäft wäre in 4 oder 6 Tagen geschehen gewesen, wenn nicht häufige Windstöße die Reisenden daran gehindert hätten. Jedoch am 14ten waren sie mit allen Zubereitungen und mit der neuen Ladung fertig. Während dieser Zeit

waren die Matrosen auf dem Lande, um sich zu erholen, denn die Landluft ist für Seeleute sehr gesund und heilsam.

Nachdem die Schiffe mit Wasser versehen waren, mußten die Matrosen dieselben reinigen und was sonst noch nothwendig war, thun.

Den 15ten ankerte eine englische Corvette in der Bucht und schickte ihre Schaluppe an Bord des King-Georg. Das Schiff, dem diese Schaluppe zugehörte, befehligte Capitain Hussey, es trug den Namen der vereinigten Staaten, obgleich es englisch war, und lag im Hafen von Hussey mit einem amerikanischen Seeschiffe vor Anker. Diese Schiffe waren durch Zufall schon länger als ein Jahr bei den Falklandsinseln und haben in dem Hafen von Hussey, der Bucht der vereinigten Staaten, überwintert; daher kannten die Matrosen genau alle gefährlichen Plätze und waren im Stande, ein Schiff sicher durch alle Rheden, Buchten und Eingänge durchzusteuern.

Den 16ten segelten die Schiffe, welche einen bessern Ankerplatz auf der westlichen Seite der Bucht entdeckt hatten, frühe dahin ab und um 10 Uhr warfen sie an dem erst entdeckten Ankerplatze die Anker aus. Da Coffin, Befehlshaber der Corvette den Reisenden bemerkte, daß es einen Weg mitten durch diese Inseln gäbe, und da er sich auch als Steuermann antrug, um die Schiffe durch diesen Weg zu führen, so beschlossen die Capitaine, da die Jahreszeit doch schon zu weit

vorgerückt war, um den Cap Horn zu umfahren, bei der ersten besten Gelegenheit abzusegeln, was wirklich am Morgen des 19ten geschah. Am 20sten ankerten die Schiffe im Hafen des Cap West und am Morgen des 21sten, wo man wieder absegelte, ermahnte Cottin alle, recht Acht zu haben, wenn die Schiffe um den Cap West herumführen, weil der Wind, von den hohen Bergen herabwehend, sie wie ein reißender Strom empfangen würde. Zum Glück hatten die Reisenden Cuffins angerathene Vorsichtsmaßregeln getroffen, denn wirklich, bevor die Schiffe am Cap vorbei waren, ergriff sie der Wind mit unbeschreiblicher Gewalt und hielt mit gleichem Ungestüme beinahe eine Stunde an; jemehr man sich jedoch vom hohen Lande entfernte, um so mehr legte sich der Wind. Um 1 Uhr sahen die Reisenden die zwei oben genannten Schiffe, die im Hafen von Hussey vor Anker lagen, und um 3 Uhr ankerten sie in der Bucht der vereinigten Staaten, gegenüber vom Cap Elephant bei 27 Klaftern Wassers.

V. Kapitel.

Den 23sten bei Tagesanbruch segelte man wieder ab und um Mittag befand man sich 51° 35′ südlicher Breite und 60° 54′ westlicher Länge. Seit der Abfahrt der Schiffe von den Falklandsinseln bis zum 4. Februar, war das Wetter größtentheils schlecht, es gingen heftige Winde und oft verbreitete sich ein dichter Nebel, begleitet von Regen. Am Abende des 26sten erblickte man das Land von Staten, welches süd-östlich lag. Den 27. in der Frühe waren die Schiffe von den äußersten Spitzen von Staten fünf Meilen entfernt. Vom 28. bis zum 30sten war der Wind sehr heftig. Den 31sten bis zum 4 Februar war das Wetter besser und man war glücklich am Cap

Horn vorbeigesegelt. Mittags befand man sich 60° 14′ südl. Breite und 67° 30′ westl. Länge. Man wendete alsdann die Schiffe, indem man den Cap nordwestlich liegen ließ und preßte den Wind so viel als möglich, um auf der offenen See gegen Westen hin zu bleiben und das feste Land zu vermeiden, wenn sich etwa die Winde schnell gegen Westen drehten. Seit der Abfahrt von den Falklandsinseln war die Kälte sehr bedeutend und es fiel oft Regen, vermischt mit Schnee; der Thermometer stand beinahe immer auf 44°. Beinahe den ganzen Monat Februar gingen heftige Nord- und Westwinde. Den 28sten befanden sich die Reisenden 52° 14′ südl. Breite und 84° 34′ westl. Länge. Das Wetter ward immer besser und von einem guten Westwinde begünstigt, legten die Schiffe einen großen Weg zurück.

Den 23sten Mittags befand man sich 34° 8′ südl. Breite. Obgleich man seit der Zeit, als man den Wendekreis verlassen hatte, nicht mehr auf beständige Winde rechnen konnte, so gingen sie doch unter dieser Breite ziemlich regelmäßig, weßhalb sich auch der Capitain entschloß, auf die Insel Los-Majos loszu steuern, wo man wahrscheinlich alle nöthigen Lebensmittel finden würde.

Den 10ten stellte man zwei Kanonen und acht Steinbüchsen auf dem Hinter-Kastelle auf. Den 20sten befand man sich 1° nördl Breite und die Hitze war so groß, daß man einem jeden Matrosen drei Maaße Wassers mehr gab als gewöhnlich.

Die Reisenden suchten nun eine Insel auf, welche die Spanier Roko-Partida heißen, allein vergebens. Am 15ten befanden sie sich 20° 9′ nördlicher Breite und 140° 1′ westl. Länge, was weit westlicher ist, als die von den Spaniern angegebenen Inseln. Es muß daher in ihren Karten ein grober Fehler gemacht worden seyn.

Die ganze Mannschaft der „Queen-Charlotte" befand sich bisher in der besten Gesundheit, Turner, zweiter Lieutenant und Dixon ausgenommen, die ziemlich bedeutend erkrankten. Jedoch auf einmal wurden mehrere Matrosen von der Mundfäule befallen. Da alle dagegen gebrauchten Mittel ohne Wirkung blieben, so glaubte man, daß sich die Krankheit nur dann mindern werde, wenn die Kranken die Luft des festen Landes einathmen würden und wenn man frische Lebensmittel und zartes Wasser bekäme; deßhalb suchten die Reisenden so schnell als möglich die Sandwichs-Inseln zu erreichen.

Man befand sich unter der Breite dieser Inseln und steuerte gegen Westen hin. Den 24sten um 7 Uhr des Morgens, entdeckten die Reisenden Owhyhee, die ansehnlichste von den Sandwichs-Inseln, welche westlich in einer Entfernung von 14 Meilen lag. Nachdem sie 2 Tage lang am Ufer hingefahren waren, ankerten sie den 26sten um 1 Uhr in der Frühe, eine Meile von der westlichen Küste der Insel entfernt in der Bucht von Karak-Kakooa, bei acht Klafter Wassers. Des Nachmittags sahen sie sich von einer zahllosen Menge Menschen beiderlei Geschlechts umringt, die auf die Schiffe zuschwammen, viele von Neugierde getrieben, viele aber auch, um die mitgebrachten Lebensmittel an die Reisenden zu verkaufen, welche diese mit Kleinigkeiten, als Nägeln, Angeln bezahlten.

Am Morgen des 27sten bereitete man sich, die Gefäße mit Wasser anzufüllen, mit dem Vorsatze, dasselbe mit der größten Vorsicht zu thun; allein der Capitain Dixon erfuhr jetzt, daß die Einwohner anfingen, sehr wichtig für sie zu werden und daß sie ihre Quellen süßen Wassers taboirt d. h. Beschlag darauf gelegt hätten. Die Feierlichkeit des Taboirens geschieht durch ihre Priester auf folgende Art: Sie pflanzen eine Menge kleiner und dünner Stecken, oben mit

einem Büschel von weißen Haaren, um jene Orte auf, die sie als heilig angesehen wissen wollen; von jetzt an darf sich niemand mehr denselben nahen ohne sich einer Bestrafung auszusetzen, die ihm das Leben kostet. Weil dadurch nun ein Hauptbeweggrund, warum die Schiffe gelandet hatten, nämlich das Bedürfniß des Wassers, nicht befriedigt werden konnte; so entschlossen sich die Capitaine, diese Insel so bald als möglich zu verlassen; jedoch kauften sie vorher Schweine, Geflügel, Gemüse ꝛc. Die Schiffsmannschaft fing schon an, sich bei der frischen Nahrung besser zu befinden.

VI. Kapitel.

Den 27sten um 8 Uhr des Abends machte man sich segelfertig und setzte die Reise fort, indem man von Zeit zu Zeit das Schiff während der Nacht und des ganzen folgenden Tages wendete wegen der leichten und wechselnden Winde.

Den 29sten Mittags entdeckte man die Insel Mowee, wo man ankern wollte; da aber ein sehr heftiger Wind, der den ganzen Tag andauerte, die Reisenden daran hinderte, so entschloßen sie sich bis Whahoo zu fahren. Den 1, Juni um 1 Uhr des Nachmittags ankerten sie auch wirklich zu Whahoo, 2 Meilen vom Ufer entfernt, in der Bucht südlich von der Insel bei 8 Klaftern Wassers. Die Eingebornen kamen in ihren Kähnen, den Reisenden Vorräthe zu bringen; allein Schweine und Gemüse waren sehr selten auf dieser Insel. Am Morgen des 2ten gingen die Capitaine sogleich ans Land, um für Wasser auf die Schiffe zu sorgen. Sie fanden zwar bald gutes Wasser, allein der Zugang dazu war wegen der Felsen, die die ganze Bucht umgaben, höchst beschwer-

lich und für eine geladene Schaluppe sehr gefährlich. Als daher der Capitain Dixon bemerkte, daß die meisten Eingebornen mit Wasser angefüllte Schläuche in ihren Kähnen hatten, so ließ er sie denselben abkaufen und versah so die Schiffe mit Wasser, ohne große Ausgaben zu haben und ohne sein eigenes Schiffsgeräth zu beschädigen. Den 2ten ließ der Wundarzt die Kranken ans Land bringen, allein die erstickende Hitze und die Eingebornen, welche sich um sie herumdrängten, nöthigten sie an Bord zurückzugehen. Da die Reisenden ihr Hauptgeschäft erfüllt hatten, die Kranken beinahe wieder hergestellt waren und die Insel Whahoo nicht den nöthigen Bedarf an Schweinen und Gemüsen liefern konnte, so beschloß man auf die Insel Attui loszusteuern, welche an diesen Lebensmitteln einen Ueberfluß hatte.

Den 5. Juni um 7 Uhr des Morgens segelte man bei einem mäßigen Winde und einem düstern Wetter ab und steuerte auf Attui los. Am Morgen des 6ten entdeckte man Attui und den 7ten um 3 Uhr Nachmittags befanden sich die Reisenden gegenüber von der Bucht von Whymoa, bei der Insel Attui; hier wollte man anfangs ankern; allein da der Wind sehr heftig von Süd-Osten herging und da die Bucht diesem Winde ganz ausgesetzt war, so wollte der Capitain Portlock nicht hineinfahren und schlug vor, auf Oneehow loszusteuern. Den 8ten um 10 Uhr des Morgens ankerte man, 1 1/2 Meile vom Ufer entfernt, in der Bucht von Jam, bei der Insel Oneehow, auf einem Grund von Sand. Man brachte die Kranken ans Land, welche sich, da sie von den Einwohnern nicht belästigt wurden, dadurch sehr erholten. Die Hauptperson dieser Insel heißt Abbenu und schien thätig zu seyn und viel Verstand zu haben. Durch einige unbedeutende Geschenke, welche ihm Capitain Portlock machte, hatte dieser seine Zuneigung

und eine bessere Behandlung der Kranken von Seite der Wilden gewonnen.

Den 13. Juni um 10 Uhr des Morgens machte man sich segelfertig, begünstigt von einem schönen Wetter und einem guten Winde. Von dem Augenblicke der Abfahrt von den Sandwichsinseln an bis zum Kooksflusse ereignete sich nichts Merkwürdiges. Am 14. Julius Morgens entdeckte man zur großen Zufriedenheit der Schiffsmannschaft Land in einer Entfernung von 8 Meilen und die Reisenden glaubten, daß es nahe bei dem Kooksflusse seyn müsse. Dieses Land bildet eine Gruppe von Inseln, welchen Cook den Namen der unfruchtbaren Inseln beigelegt hat, und die am Eingange des Kooksflusses liegen.

Den 18ten um 4 Uhr des Nachmittags entdeckten die Reisenden die Insel Sankt-Hermogenes, in einer Entfernung von 3 Meilen. Den folgenden Tag fuhren sie in den Kooksfluß hinein, indem sie die unfruchtbaren Inseln südlich und östlich liegen ließen. Von Ebbe und Fluth und gutem Winde begünstigt, fuhr man am östlichen Ufer hin, in der Absicht, bis zum Cap Anchor hinaufzufahren, bevor man ankerte, allein ein Kanonenschuß, der von einer ungefähr vier Meilen entfernten Bucht herzukommen schien, änderte dieses Vorhaben. Capitain Portlock ließ sogleich durch einen Kanonenschuß antworten und da die Bucht einen guten Ankerplatz zu versprechen schien, so beschloß er daselbst zu ankern. Das Schiff, woher der Schuß kam, gehörte den Russen an, welche sich daselbst aufhielten, um sich Häute zu verschaffen.

Dieses Land war sehr günstig gelegen, um Holz und Wasser zu bekommen, womit sich auch die Matrosen den ganzen Tag des 21sten beschäftigten. Den 24sten fuhren die Capitaine herum, die Bucht kennen zu lernen und, da sie an der südöstlichen Spitze aus-

gestiegen waren, fanden sie eine Ader von Kohlen, wovon sie einige Stücke mitbrachten. Diese Entdeckung gab der Bucht den Namen Hafen der Kohlen.

Dieses Land ist sehr bergigt. Die nahe am Meere gelegenen Berge sind ganz mit Fichten bedeckt, die entfernteren sind so hoch, daß ihre Gipfel sich in den Wolken verlieren, und ganz mit Schnee bedeckt sind. Das Wetter war, obgleich es schon Ende Juli war, kalt, feucht und unangenehm.

VII. Kapitel.

Den 26sten Morgens, nachdem die Vorräthe gemacht waren, lichtete man die Anker und steuerte auf den großen Fluß zu, indem die Capitaine glaubten, daselbst Bewohner zu finden und nicht zweifelten, von denselben Pelzwerke bekommen zu können. Dieser Fluß hat einen sehr starken Trieb, was die Reisenden nöthigte, oft zu ankern, eine Beschwerde, welche weniger lästig zu seyn schien, weil man beim Hinauffahren des Flusses des Handels wegen oft anhalten zu müssen glaubte. Den 26. und 27sten fuhr man immer den Fluß aufwärts ohne einen Menschen zu sehen. Am 28sten um 3 Uhr des Nachmittags ankerte man bei 11 Klaftern Wassers an der westlichen anliegenden Küste. Die Capitaine hofften hier Pelzwerke zu finden und wirklich kam am Abende ein Kahn, von einem Manne gelenkt, an die Schiffe gefahren und verkaufte einen kleinen getrockneten Salmen um einige Stückchen Glases. Sein Hauptzweck schien jedoch zu seyn, die Gesinnungen der Fremden auszuforschen; allein da er sah, daß sie freundlich gesinnt seyen, so gab er durch Zeichen zu verstehen, daß den andern Morgen viele seiner Mitbrüder mit den verlangten Waaren kommen würden. Den 29sten in der Frühe kamen wirklich

viele Kähne, welche Häute mitbrachten von Land- und Seeottern, von Bären und indischen Kaninchen und dieselben um blaue Glasstücke und Toks, für welche letztere sie eine große Vorliebe hatten, vertauschten. Die Reisenden handelten mit Vortheil und die Einwohner betrugen sich sehr ruhig. Den 30sten kam wieder eine große Anzahl Eingeborner und verkauften alles, was sie hatten.

Der Ort, wo die Schiffe geankert hatten, lag 60° 48′ nördl. Breite und 152° 11′ westl. Länge. Vom 30. Juli bis zum 3. August war die Witterung immer schön und die Wilden kamen fast täglich mit einem frischen Vorrath von Häuten; auch verkauften sie eine Menge frischer Salmen, die es daselbst im Ueberfluß gibt, so daß die Wilden, wenn die Reisenden keine mehr kaufen wollten, dieselben freiwillig in die Schiffe warfen um sie nicht wieder mitnehmen zu müssen. Diesen Fisch trocknen die Wilden in ihren Hütten und er macht ihre Hauptnahrung im Winter aus. Am 5ten kamen die Wilden mit dem Ueberreste ihrer Häute, indem sie zu verstehen gaben, daß sie die Vorräthe ihres Landes gänzlich erschöpft hätten. Die Reisenden machten sich daher zum Absegeln bereit, wenn der Capitain Portlok dazu das Zeichen geben würde. Den 6ten ging ein sehr heftiger Wind, der sich am 7ten wieder legte, worauf das Wetter besser wurde; Capitain Portlok erließ daher den Befehl des andern Morgens abzusegeln. Schon waren am andern Morgen die Anker gelichtet, als der Capitain Portlok einen zweiten Befehl erließ, daß, weil das Wetter schlecht zu werden drohe, es besser wäre, noch vor Anker zu liegen, als sich in einen Platz zu begeben, wo man dem Winde mehr ausgesetzt wäre, was der Erfolg auch rechtfertigte; denn des Abends erhob sich ein sehr heftiger Wind. Das Land in der Nähe von dem Ankerplatz der Schiffe ist sehr unfruchtbar und

die anliegenden Berge, deren Gipfel bis in die Wolken reichen, sind mit ewigem Schnee bedeckt.

Den 10. August um 5 Uhr des Morgens, segelte man mit Hülfe eines günstigen Windes ab und ankerte wieder um 8 Uhr bei 10 Klaftern Wassers, indem man sah, daß Ebbe und Fluth die Schiffe von ihrer Bahn gegen das Ufer hin abbringen würde. Um 5 Uhr des Abends lichtete man noch einmal die Anker, allein da der Wind zu schwach war, um gegen die Fluth zu fahren, war man genöthigt wieder zu ankern. Man befand sich 5 Meilen vom nördlichen Ufer entfernt. Den 11ten um 5 Uhr des Morgens segelte man wieder ab und fuhr den Fluß hinab. Um 8 Uhr bemerkte man 2 russische Barken, wahrscheinlich dieselben, die man schon beim Hinauffahren gesehen hatte. Um 11 Uhr ankerte man 4 Meilen vom Ufer entfernt; der Cap. **Anchor** blieb süd-östlich liegen und man befand sich ungefähr um Mittag 60° 9′ nördl. Breite. Da nur ein schwacher Wind ging, so mußte man Ebbe und Fluth abwarten, um den Fluß hinabzufahren.

Die größte Breite des Flusses beträgt 20 Meilen. Die Eingebornen haben keinen bestimmten Wohnsitz, sondern sie ziehen dahin, wo es ihnen gerade gefällt. Die Waffen, die sie trugen, waren Lanzen, Bogen und Pfeile. Sie leben von dem Fleische der verschiedenen Thiere, die sie erlegen und bedecken sich mit ihren Häuten. Sie haben eine schöne Gestalt und regelmäßige Züge; ihr Gesicht ist übrigens so sehr durch Schmutz verstellt, daß man über ihre wahre Gesichtsfarbe nicht urtheilen kann, Nasen und Ohren sind mit Glasstücken geziert. Ihre Weiber haben einen parallelen Spalten am Munde, der unter der untern Lefze eingeschnitten wird. Jedoch ist diese Art sich zu putzen nach dem größeren oder geringeren Reichthum auch mehr oder minder prachtvoll.

Den 13. August fuhr man bei günstigem Winde

den Cooksfluß hinab und vor Mittag segelte man aus demselben heraus; indem man in den Eingang des Prinzen William segeln wollte. Den Morgen des 14ten fuhr man an der Küste hin und um Mittag befand man sich 50° 6′ nördl. Breite; das Wetter war düster und neblicht und um 4 Uhr steuerte man nordwestlich; aber ungewiß über die Lage der Schiffe in Bezug auf den Eingang des Prinzen William, fuhr man bis Mitternacht auf der hohen See. Vom 14. bis zum 26sten wechselten leichte Winde mit Regenwetter ab und man hatte, da man durch das Senkblei die Tiefe nicht erfahren konnte, keine zuverläßige Gewißheit über den Standpunkt der Schiffe, allein man konnte schließen, daß das Land, welches man nordöstlich sah, die Insel Montâgu war. Bald näherte man sich etwas mehr dem Lande, bald entfernte man sich weiter davon, bald sah man wegen der starken Nebel gar kein Land. Endlich am 21sten hoffte man eine Bucht zu entdecken in dem so ersehnten Eingange des Prinzen William, da die Tiefe des Wassers nur 17 Klafter betrug und man nur 2 1/2 Meile vom Lande entfernt war; allein ein heftiger Nordwind nebst den Meereswogen vereitelte diese Hoffnung.

Den 27sten in der Frühe steuerte man gegen Norden und nach den Beobachtungen befand man sich 59° nördl. Breite und 145° 44′ westl. Länge. Da man zu weit gegen Osten vorgerückt war, um hoffen zu können, durch den Weg von Süd-Westen her in den Eingang des Prinzen William zu gelangen, so beschlossen die Capitaine, denselben durch den Cap Hinchinbrooke zu versuchen. Denn man muß bemerken, daß zwei Wege in den Eingang führen, der eine, welcher gegen Westen, der andere, welcher östlich von der Insel Montâgu liegt.

Am 28sten lag das Land westlich in einer Entfer-

nung von 14 Meilen, Stürme wechselten mit Regengüssen ab und man gab die Hoffnung auf, bei dieser Jahreszeit in den Eingang des Prinzen William zu gelangen; deshalb beschlossen die Capitaine auf den Eingang von Croix loszusteuern, welcher der zunächst gegen Süden gelegene bekannte Hafen war. Am 8ten befanden sie sich 57° 35′ nördl. Breite und 137° 12′ westl. Länge. Diese Lage ist gerade die von Cook angegebene des Eingangs von Croix. Man fuhr mehr an das Land, fand aber, als man 3 Meilen von demselben entfernt war, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem von Capitain Cook beschriebenen Eingange. Die Küste bildete zwar eine Art Bucht; allein kein Schiff konnte mit Sicherheit daselbst ankern. Die Bucht der Inseln war jetzt noch der einzige Hafen, wo man ankern konnte und dieselbe war noch 30 Meilen entfernt. Die Reisenden legten des Nachts bei einem günstigen Winde noch einen bedeutenden Weg zurück und alle Anzeichen ließen hoffen, daß sie bald in den erwünschten Hafen einsegeln würden; allein täglich sich erhebende Stürme hielten die Schiffe lange auf. Am 14ten entdeckten sie zwar Land, welches von Osten gegen Nord-Westen hinlag, weßhalb man auch westlich steuerte, in der Hoffnung, die Bucht zu finden, allein alles Bestreben blieb ohne Erfolg, im Westen des Caps war die Bucht nicht zu finden. Man steuerte deßhalb des Abends ab, um die südöstliche Seite des Caps zu untersuchen, allein ein heftiger Süd-Ostwind zwang die Schiffe in die hohe See zu steuern; man gab daher den Plan auf, in den Eingang von der Bucht der Inseln zu steuern und beschloß in den Eingang vom König Georg zu segeln, ohne sich jedoch von den Küsten zu entfernen, wenn man einen guten Hafen fände. Das Wetter ward milder und den 18ten um 1 Uhr, als man östlich steuerte, entdeckte man das Land gerade vor sich und segelte deshalb darauf zu.

Um 6 Uhr befanden sich die Reisenden nahe bei den Küsten und da sie weder eine Bucht fanden, noch schließen konnten, daß diese Insel bewohnt sey, so steuerten sie südlich. Nachdem man mehrere Tage umsonst herumgesegelt war, steuerte man den 22sten wieder nach Osten, um den Eingang des Königs Georg zu suchen. Obgleich man um 1 Uhr desselben Tages vom Cap Boisé, in dessen Nähe ein Felsen liegt, Namens Split-Rock, der mit der Küste zusammenzuhängen scheint, nur 2 Meilen entfernt war, so mußte man doch des Abends, da man wegen des Nebels die Tiefe des Wassers durch das Senkblei nicht erfahren konnte, auch keinen guten Ankerplatz fand, in die hohe See steuern. Man befand sich daher bei hereinbrechender Nacht wieder 6 Meilen vom Lande. Am Morgen des 23sten segelte man nord-östlich und um Mittag befand man sich 49° 50′ nördl. Breite und 127° 52′ westl. Länge. Des Nachmittags herrschte völlige Windstille, so daß es beinahe unmöglich war, in den Eingang zu gelangen, weßhalb man sich wieder gegen Süden wandte. Obgleich den 24. Mittags die äußerste Spitze des Landes gegen den Eingang hin nordöstlich nur 4 Meilen und um 6 Uhr die äußerste Küste von Nootka 10 Meilen entfernt lagen, so hinderten doch bald die häufigen Windstillen, bald der Andrang der Meeresfluthen, die Schiffe, einen sicheren Ankerplatz zu finden. Den 26sten um 3 Uhr des Morgens hatte man ein sehr starkes Gewitter und die Blitze waren so schnell auf einander folgend und so heftig, daß die Leute, welche auf dem Verdeck waren, auf einige Zeit blind wurden. Um 6 Uhr des Morgens legte sich das Gewitter, allein schwache Winde und das Meer, welches sehr hoch stand, machten es den Schiffen unmöglich, am Ufer hinzufahren. Jedoch war gerade das, worüber die Reisenden so ungehalten waren, das größte Glück derselben. Denn

am Ufer hinzufahren wäre um so gefährlicher gewesen, als sich eine Kette von Felsen vom Ende des Hafens bis zu einer Entfernung von wenigstens 2 Meilen von der Küste erstreckte. Um 4 Uhr des andern Morgens erhob sich ein starker Wind und man segelte gegen den Eingang des Hafens; aber gegen 10 Uhr legte sich der Wind und die Schiffe drehten sich gegen die eben genannten Felsen, weßhalb sich die Reisenden auf einen Augenblick in großer Bestürzung befanden; jedoch nach 11 Uhr schwand alle Gefahr. Der Nachmittag war sehr stürmisch und um 6 Uhr des Abends ließen die Schiffe den Eingang von Nootka gegen Norden, 55° östlich in einer Entfernung von 12 Meilen liegen. Den 28sten in der Frühe versuchten sie noch einmal gegen den Hafen hin zu steuern, allein widrige Winde und das bewegte Meer verhinderten es wiederum. Da man daher die Unmöglichkeit sah, in den Hafen zu gelangen, so steuerte man um 11 Uhr gegen Süden. Um 7 Uhr kam Capitain Portlock und kündete seinen Entschluß an, unverzüglich diese Küste zu verlassen und nach den Sandwichs-Inseln zu segeln; zugleich sollte man, wenn der Wind es gestatte, südwestlich steuern. Den Morgen des 29. erhob sich wirklich von Westen ein günstiger Wind und man befolgte des Capitain Portlocks Befehl. Schon um Mittag blieb der Hafen den Schiffen gegen Norden 49° östlich, in einer Entfernung von 12 Meilen liegen. Vor der Nacht hatte man die Küste noch ganz aus den Augen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

B. Jaecks Rezensionen in der Halle'schen Literatur-Zeitung.

(Fortsetzung vom 64. Bändchen.)

1822. Nr. 203. di Bevilacqua, descrizione della fidelissima imperiale regia cita porto franco di Trieste. Venedig b. Andreola 1820. 8.

— — 280. Stöhr, Cölest., neuestes Münzkabinet. Kulmbach b. Spindler. 1822. 8.

— — 293. Wayands, Joh. K., Reisen durch Europa, Asien und Afrika v. J. 1818 — 21. Amberg a. k. d. Ufs. 1822. 8.

— — 312. Moschini Guida per la Venezia. Itineraire. Venezia. b. Alvisopoli 1815. 8.

— — 312. Guida per la reale Academica Venezia sacra. Venezia b. Andreola 1821. 8.

— — 50. (Erg. bl.) Schematismus des Laibacher Gouverment-Gebietes. Laibach b. Eger. 1821. 8.

— — 54. Katalog der Gemälde-Gallerie zu Wien. Eisenstadt b. Stolz. 1815. 8.

— — 56. Pfeffer, J. L., Skizze einer Chronik des Städtchen Scheßlitz. Bamberg 1820. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

Reisen um die Welt.

Herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.

1831.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

Reisen um die Welt.

Herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.

1831.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek aller Reisen um die Welt Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen

Bd.: 3,2

(1831)

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.2(3#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768273-0